

# Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei  
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder  
bei Bezug durch die Post:  
monatlich . . . . . Kr 16.-  
vierteljährlich . . . . . 48.-  
halbjährlich . . . . . 96.-  
jährlich . . . . . 192.-

Zustellung von Manu-  
skripten erfolgt nur bei Ein-  
sendung der Retourkarte.

Erscheint mit Ausnahme  
des Montags täglich 1931.

11. Jahrgang.

Donnerstag, 25. Juni 1931

Nr. 148.

## Heute Entscheidung des Unter- suchungsausschusses. Koalitionsparteien einig.

Da die Linksparteien in der gestrigen Sitzung des Untersuchungsausschusses die ihnen zu weit gehende Kompromißformel der Agrarier ablehnten, mußten die Verhandlungen neuerlich aus dem Ausschuss in die Koalitionsberatungen verlegt werden. Mittags kamen die sozialdemokratischen Klubs überein, ihren Vertretern unter Umständen die Abstimmung nach ihrem Gewissen freizustellen und sie von den Koalitionsbindungen zu lösen. Da dies wahrscheinlich eine Kompromißformel bedeutet hätte, vertagte man den Ausschuss. Gegen 10 Uhr abends kam aber doch zwischen den Koalitionsparteien eine Einigung zustande. Die neue Formel trägt der ursprünglichen Fassung des Referenten weitgehend Rechnung und entspricht den Intentionen der Linksparteien. Daran ist heute der Ausschuss für Donnerstag, vormittags neun Uhr, einberufen. Er wird in dieser heutigen Sitzung voraussichtlich zu einer sehr raschen Entscheidung gelangen.

## Washington für bedingungs- lose Annahme.

Washington, 24. Juni. In amtlichen Kreisen werden Befürchtungen ausgesprochen, daß jeder wie immer gearteter Vorbehalt der raschen Verwirklichung der Hoover'schen Moratoriumspläne hinderlich wäre. Es wird die Hoffnung ausgedrückt, daß der Hoover'sche Plan als Ganzes angenommen wird. Auch Staatssekretär Stimson lehnt die Weltendmachung verschiedener Faktoren, welche mit dem Vorschlag Hoover's direkt nichts Gemeinsames haben, ab. Hohe Funktionäre des Staatsdepartements glauben, daß in diese Kategorie auch der Vorschlag gehört, der dem Plan Hoover's mit dem der österreichisch-deutschen Zollunion in Verbindung bringen will.

Wie die New Yorker Blätter erfahren, habe die Regierung der Vereinigten Staaten Frankreich mitgeteilt, daß in Washington Bedingungen nicht gemacht wären, die vielleicht mit der Annahme des Hoover'schen Moratoriumsplanes in Verbindung gebracht würden.

## Heart gegen Frankreich.

Kein Schuldennachschuß ohne Abrüstung.

London, 24. Juni. Der gegenwärtig in London weilende amerikanische Zeitungsmagnat Heart veröffentlicht im „Daily Express“ und im „News Chronicle“ einen sensationellen Artikel, in welchem er in der schärfsten Weise gegen Hoover Stellung nimmt. Er sagt u. a.: „Der Weltkrieg sei eine europäische Angelegenheit gewesen, gefahret für europäische Zwecke des Angriffs und der Gebietserweiterung. Amerika habe sich an ihn aus nicht ausreichenden Gründen beteiligt. Amerika bezahle nicht nur seine eigenen Kriegskosten, sondern auch einen großen Teil der Kosten der fremden Nationen. Die europäischen Nationen und Bauern können nunmehr mit einer Revision der Kriegsschulden heraus, so daß die fremden Nationen noch weitere Entlastungen für die Kosten und Folgen ihrer üblen und ruhmlosen Kriegsgewohnheiten erlangen würden. Jeder amerikanische Politiker, der den amerikanischen Steuerzahler auffordert, für vergangene oder zukünftige europäische Kriege zu zahlen, sollte vom Kongress unter Anklage des Hochverrats gestellt werden. Am besonderen wendet sich Heart gegen Frankreich, das seine Schulden nicht bezahle und

das Geld zum Aufbau einer gigantischen Kriegsmaschinerie zur Unterwerfung Europas verwende. Frankreich sei immer noch im Kriegszustand. Der Versailles Vertrag sei kein Friedensvertrag, soweit er Frankreich betreffe. Es sei lediglich ein verräterisches Mittel gewesen, seinen Feind in die Hand zu bekommen. In Europa werde solange kein Frieden herrschen, bis Frankreich gezwungen werde, mit der Herausforderung von Kriegszustand aufzuhören.

Italien habe den Vereinigten Staaten gegenüber seine Kräfte geltend gemacht. Es sei indessen nicht zu erwarten, um eine große Kriegsmaschinerie aufrecht zu erhalten. Die Alliierten wollten selbst Geld für zukünftige Kriege sparen und deshalb Amerika für den letzten zahlen lassen.“ Am übrigen lehnt sich Heart für Coolidge als nächsten Präsidenten ein.

Nach Brünnings Rede:

## Auf dem Weg zur Einigung.

Berlin, 24. Juni. Die Rede des Reichskanzlers wird bisher von einigen Zeitungen in kurzen Kommentaren besprochen. Der „Vorwärts“ nennt die Rede in ihrem außenpolitischen Teil eine gute und mutige Tat. Brünnings Bekenntnis zur deutsch-französischen Zusammenarbeit gerade in diesem Augenblick verdient uneingeschränktes Lob. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ bezeichnet die Rede als das offene und ehrliche Angebot zu einer rückhaltlosen vertrauensvollen Aussprache, zu einem „französischen Chequers“. Der „Tag“ glaubt, daß bei Brünnings der Gedanke eine Rolle gespielt habe, den Versuch eines allgemeinen Friedensangebotes an Frankreich machen zu müssen. Wenn die Rede des Kanzlers beruhigend wirken sollte, so wäre das zunächst vielleicht ein Erfolg, ob aber für die Dauer in dem vom Kanzler gewählten Ton mit Frankreich zu sprechen sei, sei zweifelhaft. Die „Deutsche Zeitung“ schreibt, daß der Appell an Frankreich und das Drängen zu einem „französischen Chequers“ unangebracht seien.

Paris, 24. Juni. Das gesamte Interesse der Blätter und der Öffentlichkeit wendet sich der heutigen Sitzung des Ministerrats zu, in dem die Antwort der französischen Regierung an den Präsidenten Hoover ausgearbeitet werden soll. Die Experten des Finanz- und des Außenministeriums arbeiten gestern den ganzen Tag an dem Text der Antwort, in welcher sie die ersten Rückwirkungen hervorheben wollen, die der Hoover'sche Plan in seinem ursprünglichen Wortlaut auf die finanzielle Lage Frankreichs haben würde und worin sämtliche Gründe dargelegt werden sollen, die die absolute Respektierung des Young-Planes und die integrale Bezahlung des unbedingten Teils der deutschen Reparationszahlungen erfordern“, schreibt der „Petit Parisien“. Der „Matin“ gibt seinen Erwägungen folgenden fest-

gedruckten Titel: „Die französische Antwort zielt auf internationale Zusammenarbeit ab, verläßt aber nicht die Interessen Frankreichs.“

Dem „Petit Parisien“ zufolge wird die französische Regierung mehrere Lösungsvorschläge vorzuschlagen, wie der Hoover'sche Plan eines allgemeinen Moratoriums mit der Respektierung des Young-Plans in Einklang zu bringen wäre. Einer dieser Vorschläge wird darin beruhen, daß der unbedingte Teil der deutschen Zahlungen der Internationalen Bank für Reparationszahlungen zur Disposition gestellt und dem Konto der Gläubigerstaaten gutgeschrieben aber nicht auf fremde Konten überführt werde, damit die Summe als Anleihe an Deutschland verwendet werden könne. Sie bliebe aber Eigentum der Gläubigerstaaten. Frankreich würde also auf Bargeld (120 Millionen Mark) verzichten und Deutschland andererseits den Young-Plan respektieren, ohne aber in Wirklichkeit zu zahlen. Deutschland würde von den Gläubigerstaaten Kredit in der vollen Höhe seiner unbedingten Ratenzahlungen erhalten. Es bleibe nur übrig, zu wissen, wie sich Hoover zu dieser Lösung stellen wird.

## Zweijähriges Moratorium?

London, 24. Juni. Wie der Pariser Korrespondent des „News Chronicle“ meldet, dürfte die französische Regierung vorschlagen, das Moratorium für Kriegsschulden und Reparationen auf zwei Jahre auszudehnen. Dieses Angebot würde mit dem Vorschlag einer von Amerika und den Alliierten gleichzeitig garantierten Anleihe verknüpft werden, die es den interessierten Ländern ermöglicht, die durch den Ausfall der deutschen Zahlungen entstehenden Lücken auszufüllen. Deutschland könne vielleicht an der Anleihe teilnehmen.

## Warum greift Hoover ein?

Phantastische Enthüllungen eines halbamtlichen Blattes.

Berlin, 24. Juni. Unter der Überschrift „Was will Hoover verhindern?“ schreibt das Blatt der christlichen Gewerkschaften „Der Deutsche“: Hoover's Pläne zur Sanierung der Weltwirtschaft sind auf die Ergebnisse zurückzuführen. Ohne Sanierung Europas keine oder nur unzureichende Gesundung Amerikas. Hoover's Pläne sind aber auch als ein Schwanzzug gegen Sowjetrußland und seine Politik anzusehen. Stalin hat in der letzten Zeit das letzte Ziel des Bolschewismus: die Weltrevolution wieder sehr stark in den Vordergrund der Sowjetpolitik gestellt. Es scheint, daß es beiden Männern gilt, die mit freiem Willen als es uns in der Not des Tages möglich ist, den Kampf der beiden Extreme vordereiten wollen. Der erste Schritt in dieser Richtung oder muß die wirtschaftliche und politische Gesundung Europas sein, das manche Amerikaner einen kommunistischen Zeuchensberg nennen. Ueber diese Erkenntnis hinaus hat in maßgebenden Kreisen beiden einiges andere alarmierend gewirkt. Die Polen, so wird uns berichtet, seien ein notwendiges, die Lage Deutschlands als sehr gefährdet erweisen zu lassen. Sie sollen während der Tagung des Völkerbundes höchst bedenkliche und gefährliche Fragen unter der Hand zu Klären versucht haben in der Richtung, welche Stellung die eine oder die andere Macht einnehmen würde für den Fall, daß Polen deutsche Gebiete besetzen werde, wenn die deutschen Nationalsozialisten an die Regierung kommen und die Verträge zerreißen sollten oder für den Fall, daß ein Bürgerkrieg in Deutschland ausbrechen und eine kommunistische Diktatur kommen sollte. Wenn auch bis jetzt von diesen Versämen Führern nichts an die weitere Öffentlichkeit gedrungen ist, so hat es doch der Zufall gewollt, daß es die Amerikaner erfahren haben, die sonst von den Schwierigkeiten zwischen Polen und Deutschland herzlich

wenig Ahnung haben. Die Verblüffung war außerordentlich. Mit ganz anderen Augen sehen nun auch die Amerikaner die Verhandlungen mit den Sowjets in Paris an. Die Verhandlungen zwischen den beiden Mächten sind nunmehr als ein Kampf um die Weltwirtschaft zu sehen. Sie mutmaßen, Polen sollte an seiner Ostfront entlastet werden, um freie Hand gegen Deutschland zu erhalten zu einem kriegerischen Handstreich. Der polnische Führer in Genf in Verbindung mit diesen Pariser Verhandlungen würde geradezu alarmierend. Das Blatt schließt: Hoover will die Sanierung der Weltwirtschaft nach einem großen weitgesteckten Plan. Er will natürlich in erster Linie die amerikanische Wirtschaft wieder in Gang bringen und in dieser Richtung sehen die Amerikaner in Europa vor allem den Markt für die USA-Industrie an. Das sprechen sie in aller Offenheit aus. An einer starken Wiederankurbelung der deutschen Industrie und ihrer Konkurrenz liegt den Amerikanern nichts im Gegenteile. Diese Tatsache in Verbindung mit den Schwierigkeiten einer Verständigung mit Frankreich zeigt, wie richtig und notwendig die Mahnung des Kanzlers ist, sich vor gefährlichen Illusionen zu hüten.

## Italien stimmt zu.

Rom, 24. Juni. (Ag. Stef.) Amtlich wird gemeldet, daß die italienische Regierung ihren Vorkämpfer in Washington beauftragt hat, der Regierung der Vereinigten Staaten anzugeben, daß Italien mit dem Vorschlag Hoover's übereinstimmt. In den entsprechenden Aufträgen für den italienischen Vorkämpfer erwähnt Mussolini die herzliche Aufnahme des amerikanischen Vorschlags durch die italienische Regierung, betont aber gleichzeitig, daß die Durchführung der Hoover'schen Anregung ein großes Opfer für Italien bedeuten werde.

## Ein erster Durchbruch der Rot- verordnung.

Berlin, 24. Juni. Die Spätausgabe des „Vorwärts“, „Der Abend“, teilt mit, daß die von den Vertretern der sozialdemokratischen Fraktion mit der Regierung geführten Verhandlungen nunmehr als ersten Erfolg des Ergebnisses ge-

bracht haben, daß die jugendlichen Arbeiter bis zu 21 Jahren in der Arbeitslosenversicherung bleiben (in der Rotverordnung waren sie bekanntlich ausgenommen). Bei Erwerbslosigkeit erhalten sie Unterstützung in der Höhe der Arbeitslosenversicherung. Es wird lediglich die Bedürftigkeitsprüfung eingeführt, die scharf gehandhabt wird.

## Der verhinderte Seipel.

Die Befürworter und Protektoren des Heimwehrbundes in der österreichischen christlichsozialen Partei, deren Sprachrohr die „Reichspost“ ist, wurden dieser Tage aus Anlaß der Neubildung der Regierung in Schmerz und Trauer versetzt. Und mit ihnen trauern auch unsere heimischen deutschen Christlichsozialen, trauern die Raab-Partings und Silgenreiners.

Seipel, der Mann nach ihrem Geschmack, der Prälat „ohne Milde“ sollte aus der Verfertigung, in der er längere Zeit verharrt mußte, aufstehen, sollte wiederkehren, das Staatsruder ergreifen. Wie schön sollte das nach christlichsozialen Begriffen werden! Seipelpolitik, das bedeutete ja Antimarkismus gemischt mit Heimwehrfaszismus, das würde bedeuten, vielleicht doch wieder ein bißchen im bürgerlichen Sinne gegen die Arbeiterschaft zu regieren und die krankten Staatsfinanzen zu Ruh und Frommen der großen Geldsäcke nach Seipelschen Methoden zu sanieren. Nach jenen Methoden ungefähr, wie sie seinerzeit zur Bestellung des ausländischen Generalkommissärs Zimmermann zum Vormund über Oesterreichs Staatsfinanzen geführt haben. So unentbehrlich wie der Herr Blutprälat sich selber als Regierer hält, so halten ihn auch seine Gefolgsmänner, zu denen auch unsere Christlichsozialen gehören, ihn den Mann mit der „starken Hand“, für den Bewerfenen, Lenker der Geschicke des Staates zu sein.

Es ist nichts daraus geworden. Er, der seinen Ehrgeiz darin gesetzt hatte, der selbstverworfene Drachentöter des Marxismus zu sein, wäre jetzt, da er mit der Kabinettsbildung betraut worden war, bereit gewesen, sogar Vertreter der Sozialdemokratie in die Regierung mit hineinzunehmen — wenn diese so einfach gewesen wäre, ihm hineinzufallen und die Mitverantwortung für seine Regiererei zu übernehmen. Da nun Seipels Mission als Kabinettsbildner gescheitert ist und statt einer Regierung Seipel-Kienböck eine solche mit Buresch-Kedlich gekommen ist, erheben unsere Seipeloten ein klägliches Gemurre darüber, daß so „wertvolle Kräfte“ wie Seipel und Kienböck in so tiefer Bedrängnis den Lande nicht zur Verfügung stehen dürfen und Lippowik, der jüdische Vorkämpfer des faschistischen Flügels der Christlichsozialen, sagt seine Stimmernisse dahin zusammen, daß er das neue Ministerium, das Seipels Wiederkehr verhinderte, als ein „Ministerium der schwachen Hand“ bezeichnet. Gewiß das Schlimmste, was nach gewissen christlichsozialen Begriffen einer Regierung nachgesagt werden kann, nämlich: daß sie keine genügende Bürgschaft bietet, mit „starker Hand“ gegen die Arbeiter zu regieren!

Die Zeiten, da Herr Seipel mit vollen Baden zum Sturm gegen die Sozialdemokratie blasen konnte, sind allerdings vorbei und so ein richtiges „antimarkistisches“ Regieren wäre es auch unter ihm nicht geworden. Der 9. November des Vorjahres, da Seipels Partei — nicht zuletzt durch sein eigenes Verdienst — eine recht spürbare Wahlwiederlage erlitt, die sie von der Stelle der stärksten Partei im Parlamente verdrängte, hätte wohl auch Seipel etwas weniger angriffslustig gemacht. Dennoch kann man über die Niederlage, welche dieser geschworene Sozialistenhasser und ausgepöbelte Arbeiterfeind beim Versuch, auf die Spitze der Regierung hinaufzuklettern, volle Genugtuung empfinden. Schließlich ist ihm nicht bloß Gehässigkeit gegen die Arbeiterbewegung und faschistische Gesinnung vorzuwerfen, er gilt, und nicht mit Unrecht als der Mann, auf den die Kaiserin Jita und die monarchistischen Anhänger mit gläubigen Vertrauen blickten, man darf in ihm auch den willigen Exponenten ungarischer, italienischer und französischer Aspirationen sehen. Der französische infanterie, als man es in Paris sicher gerne gesehen hätte, wenn Seipel, dessen Bedeutung man durch diese Konstatierung

nicht zu überschätzen braucht, zu Falle gekommen und Seipel erhöht worden wäre. Wohl ist nicht anzunehmen, daß Frankreichs Regierung, bei der Herr Seipel wohlangehörten ist, in Wien direkt für die Ernennung Seipels interveniert hat, aber sicher ist, daß seine Beirathung zum Regierungschef in Paris die stärkste Gemüthung erweckt hätte, schon deshalb, weil der Quai d'Orsay darin eine Niederlage der deutschen Reichsregierung erlitten hätte. Und welche Rolle Frankreich gegenüber Oesterreich spielt, geht aus der Tatsache hervor, daß kurz nach dem Sturz der Regierung Ender, zur Zeit da Oesterreich wegen des Zusammenbruchs der Kreditanstalt in größten Nöten und auf der Suche nach Kredithilfe für diese Bank war, der französische Gesandte beim österreichischen Außenminister erschien und ihm ein Schriftstück überreichte, das nichts geringeres war, als ein Ultimatum, das als Gegenleistung für die von Frankreich zu gewährende Kredithilfe die völlige Aufgabe der politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit von Oesterreich forderte. In einer Versammlung der Wiener Vertrauensmänner der Partei hat Genosse Dr. Bauer dieses ungeheuerliche, nichtwürdige Ultimatum Frankreichs als einen Versuch bezeichnet, Oesterreichs Not dahin auszunutzen, um es in eine Lüge zu bringen, ähnlich der afrikanischen Negernäme, über welche die französische Kolonialmacht herrscht. Dank England, wo die Arbeiterregierung am Ruder ist, wurde der Kreditplan abgewehrt und die englische Kredithilfe hat die französische überflüssig gemacht. Es ist der französischen Regierung wohl zu gönnen, daß ihr neben dieser Niederlage, die ihr durch das Dazwischentreten Englands bereitet wurde, auch die andere nicht erspart blieb, daß Seipels Versuch, auf den Regierungsthron zu steigen, gescheitert ist.

Monsignore Seipel, der sich gerne den „Retter Oesterreichs“ nennen hört, glaubte es diesmal besonders schlaun anzupacken, indem er eine Konzentrationsregierung zu bilden trachtete, in der auch die Sozialdemokraten vertreten sein sollten. Ausgerechnet er, der ein Jahrzehnt lang nicht nur die Christlichsozialen, sondern das ganze arische und jüdische Bürgertum gegen den „Marxismus“ scharf zu machen bestrebt war und der alle bürgerlichen Parteien in diese Front einzureihen verstand, ausgerechnet er wollte nun gemeinsam mit den Marxisten regieren? Der Plan war schlaun, teuflisch schlaun. In der Regierung, in die Seipel die Sozialdemokraten einzutreten einlud, sollten auch Vaugin, der faschistische Seeresminister und Dr. Rindböck, der bössartigste Feind der Wiener sozialistischen Gemeindeverwaltung und Mitschuldige an dem Krach der Bodenkreditanstalt sitzen und auch für die Heimwehrschäfersen sollte ein Plätzchen darin reserviert werden. Diese Konzentrationsregierung aber hätte zur Aufgabe gehabt, die österreichischen Finanzen aus dem Zustand der Verfallung, in den sie durch die bürgerlichen, antimarxistischen Regierungen gebracht wurden, hinauszuführen, das ist: neue Lasten auf die Schultern der ausgepörrten österreichischen Bevölkerung zu laden. Dafür sollten die Sozialdemokraten die Mitverantwortung übernehmen — ein Plan,

dessen Schlaueit schon an Dummheit grenzt. Seipel ist abgetan. Seine Königsidee scheiterte an der Ablehnung der Sozialdemokraten und schließlich auch an dem Widerstand der Großdeutschen und der Landbändler. Damit ist allerdings Oesterreich seiner schwer drückenden Sorgenlast nicht ledig geworden, aber es sind mit Seipel nicht neue hinzugekommen und nicht neue Unruhe geschürt worden. Daß aber er, der mit seiner „starken

Hand“ Oesterreich von der „Seuche des Marxismus“ zu befreien versprach, jetzt die Marxisten um Hilfe anheben mußte, um Oesterreich aus dem Morast, in den es nicht zuletzt durch seine Regierungslust hineingeführt wurde, herauszuheben, das beweist die veränderten Machtverhältnisse, und daß er sich an der Weigerung der Marxisten eine Niederlage holte, das verdient, mit Gemüthung vermerkt zu werden.

## Reichskonferenz des Sozialistischen Jugendverbandes.

### Eine prächtige Arbeitstagung. — Bedeutende Beschlüsse.

Am Samstag, den 20. und Sonntag, den 21. Juni, trafen in Leitmeritz die Vertreter des Sozialistischen Jugendverbandes zu einer Reichskonferenz zusammen. Es waren neben den Mitgliedern des Verbandsvorstandes auch sämtliche Kreisorganisationen vertreten. Zur dem Parteivorstand nahm Genosse Ernst Paul, Prag, und für die Bezirksorganisation der Partei in Leitmeritz Genosse Josef Bendel teil. Genosse Kern eröffnete die Konferenz und Genosse Geißler berichtete ausführlich über den Stand unserer Bewegung. Unsere Organisation hat gegenüber dem Vorjahr einen schönen Aufschwung zu verzeichnen. Nahezu alle Kreisorganisationen können über die Schaffung von neuen Gruppen und von der Werbung neuer Mitglieder berichten. Unser Verband hat in der letzten Zeit einen Zuwachs von 50 Gruppen und 1000 Mitgliedern zu verzeichnen. Die Aktionen des Reichsbezirksrates, die Ausgebungen „Jugend, wir rufen dich“, am 29. März und am 17. Mai, wurden zu Ehrentagen unseres Verbandes. Wenn auch das Ergebnis unserer Werbung noch nicht in allen Einzelheiten feststeht, so können wir doch schon über einen prächtigen Aufschwung berichten.

Genosse Geißler berichtete dann weiter über die Versicherung und die durchgeführten sozialpolitischen Arbeiten. Letztere zeigen die große Fülle der von unserer Organisation geleisteten Arbeit auf. Neben der tätigen Mitarbeit in den Landesstellen und in der Reichszentrale für Jugendbeschäftigung führten wir eine große Vorkampfabteilung sowie eine Fürsorgeaktion für jugendliche Arbeitslose durch. In den Heimstätten für arbeitslose Jugendliche arbeiten unsere Jugendlichen auch in hervorragender Weise mit. Die neugegründeten Sprengelbeiräte sind ein neues Arbeitsfeld. Mit den ischischen Genossen wird gemeinsam der Kampf um die Novellierung des Fortbildungsgesetzes geführt. Das Verhältnis zu den anderen proletarischen Organisationen ist sehr gut. Weiters befahte sich Genosse Geißler mit den nächsten Arbeiten auf organisatorischem Gebiete und schlug auch ein ausführliches Bildungsprogramm vor.

Die anschließende Ansprache war ungemein fruchtbar und anregend. Es sprachen Kutscha, Troppan, Siegmund, Karlsbad, Amstatter, Sternberg, Fleischer, Teplitz-Schönau, Paul, Prag; Palm, Bodenbach; Wankl, Stadt; Lora, Brünn; Kern, Reichenberg; Schön, Trausnitz, Wolfert, Prag; Jilka, Prag, und Geißler, Teplitz-Schönau. Neben dem Stand der einzelnen Kreise wurde vor allem zum Bildungsprogramm und zu den nächsten Arbeiten Stellung genommen. Einmütig wurde dem Verbandsvorstand das Vertrauen ausgesprochen und seine Arbeit gutgeheißen. Alle Gruppen werden aufgefordert, in diesem Jahre noch mindestens je fünf neue Mitglieder

zu werden. Das Bildungsprogramm des Verbandssekretariats wurde als Rahmenprogramm gutgeheißen. Die Aktion der Arbeiterabteilungen, die im Herbst durchgeführt wird, wird tatkräftig unterstützt. Im nächsten Jahr wird eine Mädelwerbestunde und gemeinsam mit der Partei die große Aktion anläßlich der Genfer Abrüstungskonferenz durchgeführt.

Anschließend sprach Genosse Willi Wanka aus Staab über das wichtige Thema „Landjugend und Sozialismus“.

Er besprach in umföender und klarer Weise alle Fragen des Lebens um den jungen ländlichen Menschen. Die sozialistische Jugendarbeit auf dem Lande wird, wie überall, richtunggebend bestimmt durch die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse. Der soziale Strukturwandel, das Vordringen der technischen Erzeugnisse haben vor allem eine Revolutionierung der landwirtschaftlichen Betriebsweise zur Folge, zu der sich eine ständig zunehmende Verdrängung der Beziehungen zwischen Staat und Land gesellt. Alle diese Entwicklungstendenzen haben auch eine geistige Wandlung der Landbevölkerung zur Folge. Noch bedeutsamer ist aber die richtige Einschätzung des ländlichen Jugendlichen. Früher hat es auf dem Lande überhaupt kein eigentliches Jugendleben gegeben, sondern alles Handeln und Erleben war von den Erwachsenen bestimmt. Genosse Wanka schildert nun eingehend die Phage des ländlichen Jugendlichen. Unser Arbeit auf dem Lande steht somit vor der Aufgabe, sozialistische Erkenntnisse und Bestrebungen in Einklang zu bringen mit der Mentalität und den wirtschaftlichen Interessen der arbeitenden Landjugend. Unsere Schulungs- und Erziehungsarbeit, der wirtschaftliche Kampf und vor allem unsere Kulturarbeit werden von den oben angeführten Verhältnissen bestimmt. Es wird nun die Aufgabe der nächsten Zeit sein, der proletarischen Landjugend zu helfen, sich ihrer Jugendlichkeit bewußt zu werden, eine natürliche Gestaltung der Beziehungen der beiden Geschlechter herbeizuführen, die jungen Menschen aus der Luft der Götter und Büchereien herauszuführen und sie zu kollektivem Handeln und Denken zu erziehen. Unsere Parole lautet: „Landjugend, wache auf!“

Die zu diesem Referat vorgelegten Richtlinien wurden einstimmig gutgeheißen und es wird eine Aufgabe des nächsten Verbandstages sein, diese Richtlinien zu einem vollständigen Landjugendprogramm auszuarbeiten. Es wurde weiters eine Arbeitsgemeinschaft für die Landjugendarbeit geschaffen, die alle notwendigen organisatorischen Vorarbeiten zu treffen hat.

Am Sonntag sprach nach der Beendigung der Ansprache über die Landjugendfrage und nach der Erstattung eines finanziellen Berichtes durch den Genossen Materna, Genosse Dr. Emil Franzel aus Prag in einem glänzenden Referat über „Geistige Strömungen im Sozialismus“.

Nach einer kurzen Betrachtung der Lage des Vorkriegssozialismus behandelte der Referent die Spannung zwischen dem Marxismus und dem Sozialismus und wies nach, daß damals bereits die Kräfte verstanden, die für die geltenden Kampfmethoden der west- und mitteleuropäischen Arbeiterklasse aufzuzwingen. Der Streit in Deutschland zwischen den Revisionisten und den Marxisten zu Beginn dieses Jahrhunderts, die Theorie Heinrich de Man's, das Problem Volkshemismus und Sozialdemokratie fanden eine eingehende Würdigung. Genosse Franzel behandelte ferner den religiösen Sozialismus und das Freidentum und anschließend noch eine Literaturkritik, die sich ungemein radikal gebärdet und vor allem von Tscholsty, Kästner um, vertreten wird. Einer tiefen Betrachtung unterzog Genosse Franzel das Verhältnis der Generationen der Arbeiterbewegung und bezeichnete es als die Aufgabe der Arbeiterjugend, ohne Änderung der Praxis, das revolutionäre Wort nur dort zu gebrauchen, wo es auch die revolutionäre Tat bedeutet. Die Loslösung von den Anfechtlichkeiten, das muß die Aufgabe der jungen Generation sein. Weniger der Kampf um die einzelnen Positionen in der Partei, der Drang persönlich einzubringen in die Position der alten Generation, sondern vielmehr die geistige Verarbeitung des Kampfes des Marxismus, die geistige Vorbereitung jener Situation, in der die junge Generation berufen sein wird. Einst kommt die Stunde, die uns beruft und da wird es sich zeigen, ob wir es besser treffen. In Bereitschaft sein ist alles.

Mit stürmischem Beifall nahm die Konferenz das Referat auf. In der anschließenden Diskussion sprachen die Genossen Jilka, Paul und Kern. Genosse Franzel nahm in seinem Schlusswort zu den gegebenen Anregungen Stellung.

Nach der Erledigung einiger interner Fragen konnte die schöne Konferenz geschlossen werden. Sie war ein deutlicher Beweis für den Aufschwung der sozialistischen Jugend und zeigt, daß der Sozialistische Jugendverband noch wie vor bemüht sein wird, im Klassenkampf und marxistischen Sinne für die Befreiung der arbeitenden Jugend zu kämpfen. Die kommenden Monate bringen uns schwere Kämpfe. Wohl, wir sind bereit. Die Leitmeritzer Reichskonferenz war der beste Beweis für die Bereitschaft der sozialdemokratischen Jugend.

## Die gemeinsame Landeszentrale der Gewerkschaften

hat sich in der Sitzung ihres Zentralrates neuerlich mit der Frage der Arbeitslosigkeit befaßt. Die aus den einzelnen Verbänden und Kreissekretariaten eingehenden Nachrichten bestätigen, daß sich in einzelnen Wirtschaftszweigen die Lage nicht verbessert, sondern sogar verschlechtert hat. Um so dringender sind die Inzestionsarbeiten und die produktive Fürsorge geworden. Es wurde beschlossen, von neuem bei der Regierung einzuschreiten und unverzügliche Hilfe zu fordern. Zu diesem Zwecke begab sich eine Delegation mit den Genossen Lapeze und Kofcher an der Spitze am Dienstag zum Ministerpräsidenten Udráal. Die Delegation forderte vor allem die produktive Arbeitslosenfürsorge und die Lösung der Frage der Arbeitsvermittlung an. Weiter forderten die Vertreter der Gewerkschaften eine höhere Besteuerung der Reingewinne und der hohen Einkommen, besonders der Arbeitslosen-Einkommen. Welche Forderungen wurden auch dem Vertreter des Finanzministers Blasak überreicht. Die Delegation ging mit der Gewißheit weg, daß sich die Regierung ihrer Aufgaben bewußt ist und daß zu hoffen steht, daß der Schritt nicht vergeblich war.

## Pfeile aus dem Jenseits.

Von Hans-Herbert Varien.

Die verschlammten Augen hätten sich einen Augenblick, und das Entsetzen streckte einen Augenblick sein Haupt wieder empor. In den Augen brodelte es. Es kam ein unheimliches Leben in sie hinein. „Der Teufel selbst sandte diese Schlange als Vorzeichen!“ schrie der Commander jurüd, und rote Flecke sprangen an seiner Kehle auf, als würde ihn dort eine unsichtbare Faust. „Der Teufel?“ schrie Cloh jurüd, und er zweifelte jetzt wirklich an der Zurechnungsfähigkeit des Commanders. Aber da waren die Augen auch schon wieder erloschen. Sie wurden trübe und trübslos. Sie bedeckten sich mit grauem Schmutz. Und leise, wie abwesend fielen die Worte hinterher: „Der Teufel oder die Vergangenheit!“

## II. Strafexpedition in Afrika.

Mit leiser Stimme begann der Commander zu erzählen: Keine Vergangenheit heißt Afrika. Aber jenes dunkle Afrika der Dschungeln, in dem Geheimnisse und Seltsamkeiten gleich tobesschwangeren Blumen blühen. Jenes Afrika der Gifte, der furchtbarsten Schlangen, der grausamsten, heimtückischsten, rachsüchtigsten Spezies der Gattung Mensch. Jenes dunkle Afrika, das noch einen weißen Fleck auf der Landkarte bildet und wo der weiße Fuß ein Feind jeglicher Kreatur ist, die dort lebt. Ganz gleich, ob Mensch, Tier, Pflanze. Alles verbindet sich in dem Fuß gegen den weißen Eindringling. Die Diamen, die des Reich

Nachts in sinnloser, toller Wut um sein Jelt wachen, um ihn in Fesseln zu schlagen. Die Anopheles, die ihr tödliches Lied in seinem Jelt singt, um ihm den Todeskeim des furchtbarsten Fiebers in das gärende Blut zu stechen. Die Elephantiastis, die ihm die Glieder zu unförmigen Gebilden anschwellen läßt. Ach, alles vereint sich in dem einen Wunsch, zu töten . . . töten . . . töten . . . Ich will nicht von den Schlangen reden, die sich aus dem Dickicht der Dienen herunter lassen, um zu morden. Ich spreche nicht von den schleichen Schritten der großen Kriecher, die in den Dschungeln alles Leben erzittern machen. Auch will ich schweigen, von jener furchtbaren Schlafkrankheit, die auf weite Strecken die Menschen umfallen läßt, gleich matten Eintagsfliegen.

Der Urwald mordet. Die Bestien morden. Die Sonne mordet, und sogar das Wasser mordet. Doch der schlimmste Mörder ist auch hier der Mensch. Der schwarze nackte Mensch, der weiße Mensch im Abhang und teuflischer als beide, jene Zwergmenschen, die kaum metergroß, bebende wie Affen aus dem Dunkel des Dschungels ihre vergifteten Pfeile auf alles abfeuern, was Leben heißt . . .

Der Commander griff nach der Wasserflasche und füllte sein Glas mit Wasser. Er leerte es in langen, durstigen Zügen. Dann wandte er sich wieder zu Cloh und fuhr fort: „Sie nennen mich Commander. Diesen Titel erwarde ich als Offizier in den afrikanischen Kolonien. Dazu einen Haufen Kriegsmedaillen. Krieg! Wie war ein Tag dort ohne Krieg. Es war ein ewiger Krieg. Ein Krieg mit der Natur. Ein Krieg mit den Bestien. Ein Krieg mit den Schwarzen. Es heißt so schön: Blut ist ein kostbarer Saft. Da draußen verlor dieser Saft an Wert. Es waren greuliche Wassföter dort mit den Schwarzen. Die Schwarzen kämpften wie Tiere und wir . . . nun, wir wurden mit der Zeit fast zu Tieren. Wilden blutdürstigen Tieren.

Nachdem die und Noche drüben. So riß das Blut vergießen sie ab.

Ich hatte mein Kommando an der äußersten Grenze. Das heißt, daß hier der Kampf auf beiden Seiten mit der äußersten Heftigkeit tobte. Wir hatten das Land zu sichern, das unterworfen und kultiviert worden war. Die Schwarzen hatten nur einen Wunsch, und jeden Schritt Kulturlandes mit Blut begießen zu lassen.

Und an der Grenze lauerte die Dschungel, der Busch, der Urwald mit hunderttausend Todespfeilen für alles, was weiße Haut über dem Körper trug. Der Urwald, das war der riesige unergreifliche Verstand unserer Feinde. Hier lauerten hinter jedem Busch funkelnde Augen, die unseren Tod lachten. Hier schwirrten die Speere, die für uns vergiftet waren.

Aber wir drangen vor gegen den mordenden Busch. Schritt um Schritt. Wir drängten ihn jurüd. Das Knallen unserer Gewehre ließ das gellende Geschrei der wilden Affen verstummen. Und unsere Feuerbrände fragten wie unerbittliche Wälder das Fleis der modernen Dschungel. Immer weiter drängten wir unsere Feinde jurüd. Immer seltener kamen die schwarzen mordenden Hände der Feinde aus dem Busch. Immer zahlreicher, höherer, unangreifbarer wurde die weiße Haut in diesem Landstriche.

Bananenplantagen entstanden. Niederlassungen blühten hinter uns auf. Man sah wogende Kornfelder. Jemand sang die Glode eines kleinen Kirchleins. Und manchmal nochts machte man durch den gellenden Schrei der kleinen Lokomotive auf, deren Wagen von der See her die Güter aus Europa brachte. Immer mehr Niederlassungen entstanden, und häufiger hörte man das Dengeln der Beulen, als das Knallen der Gewehre. Kulturland entstand. Und immer weiter bog sich der Urwald und Wälder von der Kolonie jurüd. Ein Regenstamm nach dem anderen unter-

warf sich, und häufiger sah man den Spaten in der Hand des Schwärzen, als den vergifteten Speer oder das mordende Messer.

Nur ein Regenstamm blieb unbeseigt, unverwundlich, unangreifbar. Das waren die Dori-hags oder die Teufelneger. Wir nannten sie so, weil sie eine seltsame Zeichnung auf der Stirn trugen. Ein seltsames Gewirr von Strichen und Linien. Aber wenn man länger diese Linien betrachtete, so wuchs ein Gesicht hervor. Eine furchtbare Frage. Eine Teufelsfrage.

Aber auch sonst hätte man sie Teufelneger nennen können, denn sie waren wirkliche Teufel in Menschengestalt. Sie waren die großmächtigen aller Schwarzen, die ich je da unten getroffen habe. Es gab keine Art des Mordes, in denen sie nicht Meister waren. Sie warfen aus der Höhe der Bäume die Todesstrahlen und hielten so die Menschen vor den Augen ihrer Kameraden. Sie waren das Messer aus dem schwarzen Dickicht und trafen stets das Herz. Sie vergifteten die Dornen auf den Wegen der Menschen, daß sie ihnen den Tod ins Blut rigten. Sie vergifteten unsere Brunnen, so daß der Tod mit den unsäglichen Qualen uns heimjuchte, bis wir endlich die Vergiftung des Brunnens erdachten.

Mörder waren die Dori-hags . . . Teufel waren die Dori-hags. Und immer entliefen sie uns. Der Urwald, das Dickicht, der Dschungel legte stets seine schützenden Arme um sie. Wir unternahmen Strafexpeditionen gegen sie. Aber diese Strafexpeditionen waren schließlich nur eine Strafe für uns und nicht für die Dori-hags. Wir zogen hinein in den Urwald. Aber wo waren die Dori-hags? Da waren unzählige, plappernde, schreiende, lachende Affen, die uns aus dem grünen Dickicht mit Früchten bewarfen. Da waren Millionen Dornen, Vianen, Schlingpflanzen, die sich uns in den Weg warfen. (Fortsetzung folgt.)

### Hoovers Eingreifen.

Echo in der tschechischen Presse.

Der Vorschlag des amerikanischen Präzidenten, ein einjähriges Moratorium in den deutschen Reparationszahlungen und den Schuldentilgungen der Verbündeten an Amerika einzutreten zu lassen, findet in der tschechischen Presse eine geteilte Aufnahme. Während die tschechische Rechtspreffe der Aktion Amerikas mit Misstrauen gegenübersteht und darin einen Erfolg Deutschlands wittert, sieht die tschechische Linkspreffe darin den Anfang zu einer alle Länder befriedigenden Regelung des Reparationsproblems. So erteilen die „Karodni Listy“ den Vereinigten Staaten folgenden Ratsschlag:

Wird das Hoover'sche Moratorium verwirklicht, ist damit nicht ausgeschlossen, daß damit Deutschland und anderen europäischen Staaten und insbesondere Amerika gedolten wird, damit sie leichter aus der gegenwärtigen Wirtschaftskrise herauskommen. Bei Deutschland sollte es sich freilich auch um die Frage der Garantien und der Entschuldigungsverträge handeln, damit es das, was es eventuell aus der Herabsetzung der Reparationen gewinnt, nicht zum größten Teil auf Zweck gegen die Friedensverträge und zur Verschärfung des Eindringens deutscher Waren auf den Weltmarkt und zur Verschärfung der Konkurrenz gegenüber den verbündeten Staaten verwenden.

Ähnlich lautet das Urteil des „Benkov“, der den amerikanischen Schritt auf die diplomatische und politische Arbeit Deutschlands zurückführt, wobei er heimmungslos übertriebt. So schreibt das Blatt:

Die jähbewegte, unermüdete, mit allen erreichbaren Mitteln arbeitende deutsche Politik der Nachkriegsjahre verzeichnet einen neuen Erfolg: Deutschland fährt wieder.

Es ist ja manches erlaubt, aber daß das Blatt des Ministerpräsidenten einen Unfuss zusammenschreibt, wie er da im letzten Satz enthalten ist, ist wirklich zu viel.

Anders urteilen schon die „Lidové Noviny“, die zwar die Gefahren aufzeigen, die sich aus der jüngsten Entwicklung der Dinge für Frankreich ergeben, aber doch zu folgender Schlußfolgerung gelangen:

Trennungsgesicht muß man den Grundgedanken Hoovers begrüßen. Es ist dies tatsächlich der einzige Weg, der es möglich macht, unter den heutigen internationalen Verhältnissen und bei der gegebenen Wirtschaftslage aus dem gegenwärtigen Elend herauszukommen. Man kann erwarten, daß die finanzielle Atempause eine solche psychologische Wirkung haben wird, daß sie bestehend auf die ganze Weltwirtschaft wirken wird.

Einen ähnlichen Standpunkt nimmt das „Karodni Dvohozeni“ ein, das einen Gedanken hervorhebt, welcher sich auch in dem bezüglichen Artikel des „Pravo Lidu“ findet, nämlich die Notwendigkeit der Verständigung auch mit Frankreich. Das erwähnte Blatt schreibt:

Man kann den Antrag Hoovers nicht als endgültige Lösung, sondern bloß als Initiative zu neuen internationalen Verhandlungen betrachten, die insbesondere von französischer Seite zweifellos werden angeregt werden. Aber diese Initiative hat bei der heutigen Lage in der Tat einen gewissen moralischen und politischen Wert, weil er in schwerer Zeit kommt und nach den Wurzeln einer der hauptsächlichsten Hindernisse des Weltfriedens und der internationalen wirtschaftlichen Stabilität zielt. Deswegen muß man das laute Echo in der gesamten Öffentlichkeit der ganzen Welt begreifen. Die heutige Zeit ist wirtlich und politisch sehr ernst und jedes gutgemeinte Bestreben nach internationaler Solidarität und Zusammenarbeit für die Überwindung der gemeinsamen Schwierigkeiten der europäischen und außer-europäischen Nationen wirkt wie ein heller Lichtstrahl der Hoffnung auf bessere Zeiten. Es handelt sich allerdings darum, daß jeder Plan für die wirtschaftliche Gesundung Europas nicht ohne Einverständnis mit Frankreich oder gegen dieses Land verwirklicht werde, denn das wäre zumindest derselbe Fehler, wie das Übersehen der amerikanischen inneren Lage Deutschlands.

Das „Pravo Lidu“ gelangt bei der Betrachtung des Hoover'schen Vorschlages zu folgendem Urteil:

Es wäre leichtsinnig, wenn die Anregung Hoovers nicht einem eingehenden Studium unterworfen und nur deswegen abgelehnt würde, weil sie auf den ersten Blick nur einem Staat Vorteile bringt. Wenn dieser Vorschlag nicht eine endgültige Lösung, sondern nur eine Art Atempause zur Schöpfung neuer Kräfte in der Krisenzeit ist, könnte dies die Grundlage vielleicht zu einer wirklich endgültigen Regelung werden. Und wenn Deutschland, dem auf diese Weise finanzielle Erleichterungen gewährt würden, diese Pause zur Vereinigung seiner innerpolitischen Verhältnisse ausnützte und die Elemente bedrückten Könige, deren Revanchegedanken Frankreich zur Rüstung zwingen, würde sich die Lage klären und würde vielleicht auch Frankreich sich zu dem Antrag anders verhalten als im Augenblick der ersten Ueberdrehung. Solange jedoch diese Grundlage nicht geschaffen ist, wird jede Lösung nur ein Symptom sein, weil die einzige Lösung, die Deutschland und ganz Europa wirklich hilft, nur auf dem Weg über Paris liegt und wenn dies durch den Antrag Hoovers erreicht würde, wäre das ein großes Plus.

Nichtig ist, daß die endgültige Regelung der Reparationsfrage eine gemeinsame Angelegenheit Europas und Amerikas ist und eine definitive Lösung nur im Einverständnis aller Beteiligten gefunden werden kann.

## 2. Arbeiter-Sänger-Bundesfest in Bodenbach vom 27. bis 29. Juni 1931.

### Was bringt uns Bodenbach?

Samstag, den 27. Juni:

Vormittags halb 9 Uhr: Festigung des Bundesvorstandes mit dem Festauschuß.  
Nachmittags 2 Uhr: Hauptprobe zum Festspiel am Festplatz.  
Nachmittags 4 Uhr: Hauptprobe aller Sanger und Sangerinnen zum Massenfesten.  
Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier: 1. Volkshalle Calau: Bezirk Teplitz-Schönan. 2. Volkshalle Altstadt: Volkshor Teitschen. 3. Volkshalle Kroschwitz: Bezirk Bräz-Oberlentensdorf. 4. Schützenhaus Teitschen: Kinderchor Auffig, Volkshor Auffig und Gesangsverein Fürmig. 5. Theateraal Bodenbach: Volkshor Bodenbach, Jugendchor Mariaschein.

Sonntag, den 28. Juni:

Vormittags 7 Uhr: Pfingsten in Bodenbach und Teitschen und Obergrund.  
Vormittags halb 9 Uhr: Sonderkonzerte. 1. Theateraal Bodenbach: 1. Teil Gau Falkenan. 2. Teil Gesangsverein Gorkau, Bezirk Teplitz-Schönan. — 2. Varietékino Bodenbach: 1. Teil: Volkshor Bodenbach. 2. Teil Bezirk Karlsbad-Rischern. — 3. Invalidenkino Teitschen: 1. Teil Gau Nürnberg. 2. Teil Gesangsverein Komotan. — 4. Schützenhaus Teitschen (halb 10 Uhr): Volkshor Auffig.  
Nachmittags halb 2 Uhr: Ausstellung zum Festzug.  
Nachmittags 2 Uhr: Festzug.  
Nachmittags 3 Uhr: Beginn des Massenchorkonzertes am Festplatz.  
Nachmittags 5 Uhr: Uraufführung des Festspiels.  
Abends 8 Uhr: Stromfahrt nach Herrnhütchen.

Montag, den 29. Juni:

Wanderungen und Ausflüge in die Umgebung und nach Dresden. Der Festplatz befindet sich im Waldtheater Bodenbach auf der Schäferwand.

## Mißglückte Attaten gegen die Sozialdemokratie

Herr Stern wird von Genossen de Witte im Außenausschuß kräftig abgeföhrt.

Prag, 24. Juni. Herr Dr. Viktor Stern benutzte heute im Außenausschuß des Abgeordnetenhauses die Gelegenheit der Besprechung des jugoslawischen Handelsvertrages zu einem Ausflug in die Weltpolitik. Natürlich ist er dies an der Hand des kommunistischen Bäderers: Deutschland werde der nächste Sowjetstaat nach Rußland werden und daran werde die Verlegenheitsaktion Hoovers durchaus nichts ändern. (Auf die Zwischenrufe Fohls und de Witte, daß die englische Arbeiterregierung dem bedrängten Deutschland jetzt abermals zu Hilfe gekommen sei, meinte Stern, daß nicht ein soziales und demokratisches Empfinden Macdonalds den Ausschlag gab, sondern nur die Sucht, dem englischen Imperialismus zu dienen. Darin wird Herr Stern aber sofort von unseren Genossen abgeföhrt.)

Möglichsternweise kommt Polen noch schneller zum Sowjet oder Deutschland und Polen zugleich. Der Vertrag mit Jugoslawien ist nach Stern ein Vertrag mit einem barbarischen Staat. Kennzeichnend für die sozialdemokratische Presse sei es, daß in keinem sozialdemokratischen Blatt auch nur ein Bericht über die Greuelthaten der jugoslawischen Diktatur enthalten sei. Das geschehe, um dieses System eines mit der Tschechoslowakei verbündeten Staates zu decken. (Genosse de Witte überreicht dem Herrn Stern sofort eine Ausgabe des Karlsbader „Volkswille“ mit ausführlichen Berichten über die jugoslawischen Greuel, was den Herrn Stern hinsichtlich in große Verlegenheit versetzt.)

Dann kommt das übliche Kapitel: Der Kapitalismus werde nur durch die Sozialdemokratie gestützt. Die Sozialdemokraten betreiben Streikbruch uhm. Von Fohls und de Witte aufgeföhrt. Nachweis für den Streikbruch zu erbringen, wickelt Herr Stern aus. Darauf begibt sich sein Klubkollege Hadik auf Glatteis, indem er von dem kommunistischen Streik in Karlsbütze erzählt, was ihm aber sehr übel bekommt.

### Genosse de Witte

wies sofort die Angriffe des Herrn Stern gegen die Sozialdemokratie mit aller Entschiedenheit zurück.

Die sozialdemokratische Presse hat nie geögert, auch die Vorgänge in Jugoslawien beim rechten Namen zu nennen. Aber der Umstand, daß das Regierungssystem in Jugoslawien und seine Methode von uns verabscheut wird, kann uns doch nicht dazu bringen, mit diesem Staate in keine Handelsbeziehungen zu treten. Unsere Industrie, unsere Industriearbeiterkraft braucht Absatzgebiete und wenn am Schicksal unserer Industriearbeiter etwas liegt, der muß daran mitwirken, die Absatzgebiete zu schaffen.

Nedrigens, was macht denn Sowjetrußland? Schlicht es nicht sehr eifrig Verträge mit Rußland? Scheuen sich die Sowjetvertreter vielleicht, die blutbedeckten Hände der Vertreter des Russolins-Staates zu drücken? Aber daran, daß Sowjetrußland mit dem faschistischen Italien, mit dem Lande, in dem Arbeiter gemordet werden und in dem die Arbeiterbewegung im Blute erstickt wurde, Verträge abzuschließen, finden die Kommunisten nichts auszuweisen; ein Verbrechen ist es in ihren Augen nur, wenn wir im Interesse der Arbeiterschaft dafür sind, daß die Tschechoslowakische Republik trachte, in etwas günklichere Handelsverhältnisse mit Jugoslawien zu kommen.

Sodann setzte sich Genosse de Witte mit Herrn Stern über

### die Frage des Abwirtschaltens des kapitalistischen Systems

auseinander. Es kann weder zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, wie überhaupt zwischen Menschen, die offene Augen haben, ein Streit darüber sein, daß die kapitalistische Wirtschaft in der ganzen Welt verlagert hat und daß sie verlagert

muß; aber wir wollen bei den Arbeitern keine falschen Hoffnungen hinsichtlich der augenblicklichen Möglichkeiten der Niederwerfung der kapitalistischen Systems erwecken. In Deutschland stehen die Dinge nicht so, daß man über Nacht eine proletarische Diktatur erwarten oder erzielen könnte, sondern die Arbeiterbewegung hat dort alle ihre Lastrast und Klugheit augenblicklich daranzusetzen, ein faschistisches Experiment zu verhindern. Weiß denn Herr Stern nichts von den Absichten der Schwerindustrie in Deutschland? Hat er noch nichts von den Beratungen der rheinisch-westfälischen Industrie gehört und kennt er nicht die Absichten der deutschen Volkspartei und vor allem die Tatsache, daß sich die Arbeiterbewegung reslos in den Dienst der schwerindustriellen Diktaturgelüste gestellt hat? Ich bin überzeugt, daß die Arbeiter in Deutschland kämpfen werden, daß sie nicht den Faschismus einfach über sich kommen lassen, aber es ist notwendig, auch zu erkennen, daß die Dinge wesentlich anders stehen als zur Zeit des Kapp-Putsches. Heute muß die deutsche Arbeiterbewegung mit einer starken technischen Kathilfe auf reaktionärer Seite rechnen. Heute muß sie die Tatsache ins Rollen sehen, daß Hunderttausende im Brauchend sich der Reaktion zur Verfügung gestellt haben.

Die Dinge wären in Deutschland wesentlich anders gekommen, wenn die Kommunisterei nicht gewesen wäre, wenn man nicht in der entscheidenden Zeit die Arbeiterbewegung gewissenlos zerbrochen hätte. Deutschland könnte seit den Umwälzungen eine Arbeiterbewegung haben, vieles, vieles wäre anders gekommen, viele Gefahren für Deutschland und die Welt, vor allem für die Arbeiterklasse, wären vermieden worden.

Die Aktion Hoovers kann sicher als eine Erleichterung für eine vorübergehende Zeit betrachtet werden, vor allem aber als eine Erleichterung im Widerstande gegen die Gelüste der deutschen Reaktionäre. Es wird nur notwendig sein, daß man den Zeitgewinn ausnützt, und die Welt wird sich darüber klar werden müssen, daß innerhalb dieses Jahres die großen Reparationsprobleme aufgerollt werden müssen.

Daß die Sozialdemokraten irgendwo Streikbruch üben, ist eine Verleumdung, die nicht scharf genug gebremst werden kann. In Karlsbütze geht es darum, daß man die deutschen Arbeiter von Notbau nicht einziehen lassen will. Zu Hunderten haben die Kommunisten dort Streikbruch verübt und jetzt, wo die kommunistische Aktion vollständig verloren ist, sollen die Notbauer Arbeiter auch darauf verzichten, sich mit ihren Familien das Brot zu erwerben? Und ich erinnere die Kommunisten an die zwei Streiks, die durch das Politbüro in Westböhmen inszeniert wurden! Bei den großen Glasbetrieben war die Kompfklärung und die Führung des Kampfes vollständig in den Händen der Kommunisten. Die Sozialdemokraten haben sich als Minorität in diesen Betrieben der kommunistischen Mehrheit unterordnet, sind nicht in die Arbeit gegangen, aber die Kommunisten sind ihrer eigenen Führung ausgetreten und haben sich in die Arbeit gedrängt.

Die Folge ist, daß heute die sozialdemokratischen Arbeiter fast reslos noch aus den Betrieben ausgeschaltet sind, während die damaligen Führer der kommunistischen Streikbewegung, die ersten Leute der kommunistischen Organisation in Unterreichenau! — gegenwärtig beim Hakenkreuz sind! Wieder wie so oft haben sich die Kommunisten als Bahnbrecher des faschistischen Erfolges bewährt!

Eine ähnliche Entwicklung können wir nach den uns vorliegenden Beispielen leider auch in Deutschland befürchten. Auch dort stehen jetzt schon in großer Anzahl frühere Kommunisten bei den Hakenkreuzern und ein hakenkreuzerlicher Erfolg würde wahrscheinlich eine Massenabwanderung der heutigen Kommunisten zum Brauchend, zum Faschismus mit sich bringen.

Wir sehen unsere Aufgabe darin, den Arbeitern in der so schweren Zeit zu helfen und alles dazu beizutragen, was geeignet sein kann, ihnen Brot zu bringen. Wir haben die Arbeiter geistig und körperlich kampffähig zu machen und zu erhalten und auf keinen Fall werden wir uns die Zeit unseres Handelns vom Gegner distillieren lassen!

### Mayr-Hartings Sympathien für Seipel

find in der „Deutschen Presse“ schon mehr als einmal zum Ausdruck gekommen und wir konnten wiederholt feststellen, daß die Liebe so weit ging, daß die Wahrheit dabei zu kurz kam. Aber wozu hat man die Beichte, wenn man das achte Gebot nicht manchmal übertreten soll, und wird man ertrappi, so hat man für die weltliche Wirkung das Preßgejeß, das einem eine billige Genugtuung verschafft!

Die sehr der Heimwehrprälat, dem Oesterreich seinen Bankrott dankt, dieser erbitterteste Feind der Arbeiterklasse und zugleich der schärfste Gegner des Anschlusses, den Mayr-Harting-Sozialen gefällt, beweist auch der Bericht der „Deutschen Presse“ über die Kabinettsbildung in Oesterreich, die geradezu eine Polanz, wenn nicht eine Beschimpfung des Bundeskanzlers Buresch darstellt, obwohl dieser doch selbst Christlichsozialer ist. Die „Deutsche Presse“ berichtet oder laßt sich berichten:

### Ein Kabinet der „schwachen“ Hand

Zurückweichen Dr. Buresch's vor den Großdeutschen und Sozialdemokraten.

Wien, 22. Juni. (Eigenbericht.) Heute soll sich das neuernannte Kabinet Dr. Buresch dem Nationalrat vorstellen. Nachdem Dr. Seipels und Dr. Enders Bemühungen, eine Regierung ohne marxistischen Einschlag zu bilden, an dem Widerstande der Großdeutschen gescheitert waren, einer solchen Regierung besondere Vollmachten zu erteilen und den als Finanzminister in Aussicht genommenen, um die erste Sanierung Oesterreichs (1922-24) hochverdieneten Christlichsozialen Dr. Viktor Kienboeck zu akzeptieren, hat sich der Landeshaupmann von Niederösterreich Buresch entschlossen, nicht nur auf jene besondere Vollmacht, sondern auch auf Kienboeck zu verzichten.

Die Person des Kabinettschefs bürgt übrigens auch den Sozialdemokraten dafür, daß man ihnen nicht allzu wehe tun dürfte.

Somit ist alles in schönster Ordnung. Das alte Spiel des Hiedangeles der Großdeutschen mit den Sozialdemokraten und ihrer und des Landbannes Kadeltschpolitik gegen die christlichsoziale Partei kann wieder beginnen. Wenn es aber aus einer dieser Ursachen oder vielleicht aus außenpolitischen Gründen neuerdings zu einem Bruch in der Regierung kommen sollte, werden sich die Christlichsozialen kaum mehr dazu hergeben, den anderen die Kasernen aus dem Feuer zu holen.

Bisher haben sie sich allerdings immer dazu gedrängt, die Kasernen, freilich nicht für die anderen, sondern für sich selbst aus dem Feuer zu holen, und obwohl sie lang nicht mehr die stärkste Partei sind, beanspruchen sie die Führung wie ein selbstverständliches Recht. Es wäre für Oesterreich nur ein Glück, wenn sie endlich bescheiden genug würden, sich in die zweite Rolle zu fügen. Was aber den hochverdieneten Herrn Kienboeck betrifft, so war er es doch, dem Oesterreich den finanziellen Ruin der Postsparkasse, seines soliden Geldinstituts, dankt, der die Heimwehrbanken mit Staatsgeldern saniert hat und von dem heute in Oesterreich auch kein Bürgerlicher mehr etwas wissen will, weil sein Namen schon die Pleite bedeutet, so wie der Namen Seipel die Begriffe Bürgerkrieg, Hege, deutschfeindliche Außenpolitik, Faschismus und Rassennot in sich schließt. Wir werden die Herren Mayr-Harting und Hilgenciner, wenn sie sich gelegentlich wieder einmal „demokratisch“ und „sozial“ gebärden, an ihre Sympathien für den geistlichen und geistigen Vater des Heimwehfaschismus erinnern und die „Deutsche Presse“, die kürzlich den Vater Feiertag, weil er für das humanistische Gymnasium in Teplitz eingetreten ist, als den einzigen guten Deutschen im Staate gefeiert hat, möchten wir darauf aufmerksam machen, daß nach eigenem Zeugnis der christlichsozialen Presse ihres Herzensfreundes Seipel Kabinettsbildung an dem Widerstand der deutschen Weltanschauung gescheitert sein soll, der dieser Deutschenfeind auf dem Bundeskanzlerposten unerträglich erschienen sei!

Zum Bau der Karlsbader Talperre. Der Landesausschuß hat in seiner gestrigen Sitzung beschlossen, zum Bau der Karlsbader Talperre 15 Prozent des durch die Gemeinde und den Bezirk Karlsbad nicht bedeckten Bauaufwandes bis zum Höchstausmaß von 7.350.000 Kronen zuzuschließen.

Nichtigstellung. In unserem gestrigen Referat über die Rede des Genossen Schäfer ist gegen Schluß von „Bergmeistern“ die Rede, die durch die Nichtanerkennung ihrer früheren Dienstzeit geschädigt sind. Es soll dort richtig heißen, daß durch die Nichtanerkennung der früher als Arbeiter erworbenen Dienstzeit gewisse Gruppen von Industrieangestellten betroffen werden, die erst in späteren Jahren zu „Bergmeistern“ vorgerückt sind, und dann vor allem jene Bergbauangestellten, die erst spät vom Arbeiter zum Steiger usw. avanciert sind.

# Tagesneuigkeiten

## Warum?

### Fünf Wahnsinnsfälle in Prag an einem Tag.

Der Prager Polizeibericht registriert: Dienstag abends brach die Heizungslation den Währigen arbeitslosen Pfeiffer Eduard Saloun aus Prag VII ins Krankenhaus, der sich in einem Zirkusanzug mit seinem Taschenmesser den Hals durchgeschnitten und sich mehrere Stiche in die Brust zugefügt hatte.

Dienstag nachmittags machte die Arbeitergattin Bohumila Němčová aus der Břevnovské Wagonfabrik ihren Mährigen Sohn zur Polizei, der schwachsinzig ist und immer wieder Verusche macht, sich aufzuhängen oder von einem Felsen herabzuspringen.

Aus Kostelitz wurde die 50jährige Bettlerin Marie Zoupek ins Prager Irrenhaus gebracht, da sie geistesgestört ist.

In Píedien verurteilte der 50jährige Arbeiter Wenzel Štroboda sich in seiner Wohnung aufzuhängen. Er wurde noch rechtzeitig gefunden und befreit, wurde, daß er wahnsinnig ist, ins Irrenhaus geschafft.

Auf die Wachtube in der Aratouergasse brachte vorgestern ihre Dienstherrin das Dienstmädchen Franziska Tichá. Das Mädchen war plötzlich wahnsinnig geworden.

Fünf Wahnsinnige an einem Tag — möglich, daß das Zufall ist. Aber das ist nicht und sondern Proleten sind, das ist bestimmt kein Zufall. Es ist kein Zufall, daß sich ein Arbeiter den Hals aufschneidet, und nicht ein Bankdirektor; daß ein zwanzigjähriger Arbeiter sich von einem Felsen hinabspringen wollte, und nicht der Sohn eines Großindustriellen; daß eine Bettlerin irrsinnig wurde, und nicht ein Dienstmädchen; daß ein Dienstmädchen von der Dienstherrin, und nicht diese von jenem auf die Wachtube und dann wohl ins Irrenhaus gebracht wurde.

Wie, sehr viel ist nachzudenken über diese fünf Proleten, die der Wahnsinn umfißt! Während die anderen im Auto oder erster Klasse in die Berge, in Alpenhotels, an die See, in Spielesalons reifen, reifen arbeitslose, abgearbeitete, kampfbereite und lebensmüde Proleten und Proletarierinnen in das Land des Wahnsinns. Weil eben für ihren Körper und für ihre Seele so großartig vorgesorgt war in dieser Welt, weil den einen oder andern von ihnen die Kräfte so bizzar am Abzug postet, daß sie darunter erkranken.

## Elementar Katastrophe in der Wotitzer Gegend.

Am 20. ds., nach 20 Uhr, ging über den im Wotitzer Gerichtsbezirk liegenden Gemeinden ein schweres Gewitter nieder, das zeitweise von einem Hagelschlag begleitet war, dessen Folgen geradezu katastrophal waren. Der Regen hörte plötzlich auf und es fielen Schlägen in der Größe eines kleinen Hühnerchens. Das durch die niedergehenden Schloten verursachte Geseß war so stark, daß es den Donnerstschlag überdünnte. Der Blitz schlug an einigen Stellen ein. Die Schloten verursachten auf den eine gute Ernte versprechenden Feldern und Wiesen großen Schaden, beschädigten mehrere Häuser und erschlugen viel Kleinvieh. In den Gemeinden Jorkau, Kalsitz, Streißow und Radmütz ist die Ernte vollständig vernichtet. Die Winter- und Frühjahrsfaat ist niedergeschlagen und kein Saft zu sehen, der ganz geblieben wäre. Die Marienpflanzen wurden knapp über dem Boden abgeschlagen und die Ackerfelder sind wie abgemäht.

Die Klagen in diesen Gemeinden sind furchtbar. Ebenso erlitten die Gemeinden Bedřichowitz, Cestín, Wodschowitz und Jwostow bedeutende Schäden. An einigen Stellen, wo der Hagelschlag niederging, wurden auch die Telephon- und Telegraphenleitungen zerrissen.

## Neuer Transoceanflug geglückt.

Berlin, 24. Juni. Die amerikanischen Transoceanflieger Post und Gatty sind um 20.30 Uhr auf dem Flughafen Tempelhof glücklich gelandet.

**Anlauf großer Waldungen durch die Stadt Reichenberg.** Die Reichenberger Stadterretung beschloß in ihrer letzten Sitzung gegen die Stimmen von vier Christlichsozialen, zwei Nationalparteilern, eines Angehörigen der Deutschen Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft und der drei bürgerlichen tschechischen Vertreter den Anlauf der Hartigischen Wälder am Hammersee bei Lichtitz im Ausmaße von 800 Hektar zum Preise von 2.800.000 K und die Erbauung eines Ferienerholungsheims am Hammersee. Aus dem Motivversteht geht hervor, daß die Stadt Reichenberg schon seit langer Zeit um die Erwerbung entsprechender Waldbestände bestrebt gewesen ist, doch sind alle dahin zielenden Bemühungen bisher an der ablehnenden Haltung der in Frage kommenden Herrschaftsbesitzer gescheitert. Kom Zukünftigen der Bodenreformgesetz habe die Stadtgemeinde Reichenberg nichts unterhandelt gelassen, um die Waldungen des Lichtitzjages und des Hergewaldes in städtisches Eigentum zu überführen, es wurden jedoch die Waldungen des Hergewaldes verstaatlicht und die Wälder des Lichtitzjages vom Vo-

denamt beschlagnahmt. Da der heutige Waldbesitz Reichenbergs nur 240 Hektar beträgt — beispielsweise weist Brüx einen Waldbesitz von 2749 Hektar und Komotau 2980 Hektar auf — wurde das von dem Herrschaftsbesitzer Hartig gestellte Angebot auf Verkauf einer 800 Hektar umfassenden Waldfläche aus den Reichenberger Hammer- und Schwabitz wiederholt in Beratung gezogen und schließlich beschlossen, der Stadterretung den Anlauf dieser Waldflächen vorzuschlagen.

**Cecil in Prag.** Der englische Staatsmann Lord Robert Cecil traf gestern früh mit dem Wiener Schnellzug in Prag ein. Auf dem Masarohofbahnhof begrüßte den Gast u. a. Außenminister Dr. Beneš und Konzil Dr. Samal namens des Präsidenten der Republik. Cecil ist während der Dauer seines Aufenthaltes in Prag Gast des Präsidenten der Republik. Vom Bahnhof fuhr der Gast in Begleitung des britischen Gesandten Addison auf die Burg, wo er wohnen wird.

**Anna Rukbaum gestorben.** Sonntag ist in Wien die Schriftstellerin und Uebersetzerin Dr. Anna Rukbaum, die auch unsere Leser aus ihren literarischen Arbeiten kennen, nach kurzem schwerem Leiden gestorben. Anna Rukbaum war ursprünglich Pädagogin und wandte sich später der Schriftstellerei zu, in der sie ihre laute sozialistische Gesinnung zum Ausdruck brachte. In einer großen Anzahl von Aufsätzen übermittelte sie die Kenntnis fremdsprachiger Literatur, die sie in lehrerlicher Tätigkeit konnte. Zusammen mit Josef Luitpold Stern hat sie die bekannte Sammlung von Regenerliedern „Afrika singt“ herausgegeben, von denen viele auch in Musik gesetzt wurden. Sie hat ferner die Werke Henri Barbusse ins Deutsche übersetzt.

**Malariaerapie gegen Paralyse.** Vor Herzien aus allen Weltteilen, die zum Notarz Konarek nach Wien gekommen waren, erläuterte vorgestern der Nobelpreisträger Prof. Dr. Wagner-Jauregg die von ihm begründete Malariaerapie gegen die progressive Paralyse, wobei der Gelehrte u. a. erklärte, noch wichtiger als die Behandlung sei die Verhütung der Paralyse. Der praktische Arzt wird jeden Quersiker etwa drei Jahre nach der Infektion untersuchen müssen, um festzustellen, ob die Malariaerapie von einem Erfolg begleitet war. Das Schicksal des Quersikers liegt jetzt beim praktischen Arzt und nicht mehr, wie früher, in der Hand des Psychiaters.

**Der Malmereiter soll schuldig sein?** Die Staatsanwaltschaft München I hat, wie die „Münchener Neuesten Nachrichten“ melden, auf Grund der Feststellungen der Polizeidirektion und des Gutachtens des Vorstandes des Gerichtlichen Chemischen Institutes über die Entstehungsursache der Gaspalast-Brandkatastrophe ein Strafverfahren gegen den Malmereiter eingeleitet, der mit seinen Gehilfen die Malmearbeiten kurz vor dem Brandausbruch in dem Gebäude ausgeführt hat.

**Die beiden dänischen Flieger Hiltich und Holstris** sind gestern in Harbour Grace zu ihrem Transoceanflug nach Kopenhagen gestartet. — Die Flieger Bossoutro und Rossi kehrten über dem Flugplatz Clamart bei Paris ihren Versuch um Aufstellung eines neuen Dauerrekords fort. Gestern um 8 Uhr 40 früh hatten sie bereits 6320 Kilometer zurückgelegt, wobei die Durchschnittsgeschwindigkeit 125 Kilometer pro Stunde betrug. Der Flug wird fortgesetzt.

**Distanzfahrt eines Reichenberger nach Afrika.** Aus Reichenberg wird uns geschrieben: Am 14. Febr. d. J. startete der Reichenberger Distanzfahrer Hübner auf einem Zweizylinderauto zu einer Weistreckenfahrt nach Afrika. Die Fahrt führte ihn von Reichenberg über Dresden, Plauen, Nürnberg, München, Heidelberg und Stuttgart nach Luxenburg, von da nach Reims und Paris, worauf er über Lyon nach Marseille fuhr. Auf dem Dampfer „Sidi-Caba“ landete Hübner nach stürmischer Ueberfahrt in Algier, von wo aus nach letzter Prüfung des Wagens und des Ausrüstungsmaterials am Freitag, den 13. März der Start zur Durchquerung der Wüste erfolgte. Der Weg führte über das Atlasgebirge zur ersten

Wüstenstadt, Sida und von da über die Oasen Djelja, Garda nach Elgolea. Die Strecke Algier-Elgolea betrug 1380 km, davon war das längste Stück Garda-Elgolea mit 480 km. Zur Bemalung der Gesamtstrecke brauchte Hübner dreieinhalb Tage. Nach zweitägiger Rast in Elgolea wurde die Rückfahrt über Ineala-Biskra-Zatiff-Bugi-Sida nach Algier angetreten. Die Rückreise trat Hübner mit einem Frachtdampfer an, mit dem er nach vier Tagen die spanisch-französische Grenze erreichte. Von hier erfolgte die Heimfahrt auf eigener Kasse über die Schweiz (Genf, Lausanne, Luzern) nach St. Anton im Vorarlberg und von da über Innsbruck, Salzburg und Linz nach Prag, bzw. Reichenberg.

**Opfer der Wissenschaft.** In Nizza verchied im Alter von 76 Jahren Dr. Soret, einer der ersten Ärzte, die in der Medizin die Röntgenstrahlen verwendeten. Dr. Soret starb als wissenschaftliches Opfer dieser Methode. Zufolge mußten ihm beide Hände amputiert werden. Er starb an inneren Verbrennungen.

**Durch einen Ifflon** wurden in der brasilianischen Stadt Sao Luiz de Coxeres vier Personen getötet und 25 verletzt. 30 Häuser wurden zerstört.

**Ende des Räubers Jonescu.** Wie die rumänischen Blätter im Grenzgebiet melden, wurde von der rumänischen Gendarmerie in der Nähe der tschechoslowakischen Grenze der gefürchtete rumänische Räuber Jonescu Popp Michai, der wegen verchiedener Mordereien und Viehdiebstähle gesucht wird, umgebracht. Jonescu Popp Michai stahl sich auf tschechoslowakischem Gebiete, transportierte es über die Theiß auf rumänisches und verkaufte es dort. Den umgekehrten Vorgang befolgte er mit in Rumänien gestohlenem Vieh. Schon im Jahre 1923 gelang es einmal, ihn bei Auka Poljana im Bezirk Marmoros-Ziget zu umzingeln, damals aber schlug er sich mit seiner Bande durch, wobei ein rumänischer Kommandant einer Grenzabteilung den Tod fand. Neu sei Jonescu mit seinen Spießgesellen unmitttelbar an der Theiß überrascht worden, und als er gegen die Uebermacht keinen Ausweg sah, stieß er sich das Messer in die Brust und sprang in den Fluß, wo er unterging. Seine Spießgesellen wurden festgenommen und ins Gefängnis gebracht. Eine amtliche Befestigung der Nachricht steht noch aus.

**Die staatliche Autolinie Prag-Schlau-Laan** wird nach dem neuen Fahrplan, der heute in Wirksamkeit tritt, in Laun eine Reihe weiterer Autoausflüsse nach Postelberga und Saaz und mit der Bahn nach Tuz, Bruz und Teplitz-Schönan haben.

**Unfälle in Prag.** Mittwoch abends zog der städtische Bodenmeister Smolik in der Nähe der Kaffeebäckerei in Smichow einen jungen Mann aus dem Wasser, der noch Lebenszeichen von sich gab. Er starb aber trotz angelegter Wiederbelebungsversuche auf dem Wege ins Krankenhaus. In dem Extratrakt wurde der 16jährige Student Adolf Jankovský festgehalten. — Mittwoch mittags fuhr der Beamte der städtischen Elektrizitätswerke Karl Wichter mit einem Motorrad durch die Pöhlstraße in Holschowitz. Als ihm ein Anabe in den Weg lief, wollte er sich ausweichen. Er kam aber zu spät und erlitt schwere Verletzungen, die seine Ueberführung in die Klinik Piratel nötig machten.

**Der Musikpädagogische Verband** ersucht uns, auch in diesem Jahre darauf aufmerksam zu machen, daß die Forderung der Musiklehrer nach einem bezahlten Urlaub den gesetzlichen Unterrichtsbedingungen entspricht.

**Ein 13jähriger Vandalenhäuptling.** Die Berliner Kriminalpolizei nahm eine schättschöne Bande jugendlicher Diebe fest, die seit einiger Zeit in der Nähe der Zentralmarkthalle kleinere Diebstähle verübte. Führer dieser Bande war ein 13jähriger Anabe, der bereits einen Kofferdiebstahl im Kontorraum eines Berliner Frachthändlers auf dem Korbholz hat.

## Das Lied im Leben des Arbeiters.

### Festspiel zum 2. Arbeiterjüngerbundeseite in Bodenbach.

Genosse Ernst Thöner, Teplitz, hat hier ein Festspiel geschrieben, welches besonders den tschechischen Arbeiterjugendlichen aus dem Leben des Proletariats durch das Wort und das Lied mit musikalischer Unterbreitung festhält. Die Musik dazu stammt von Prof. Leo Jeana, Kuffig, und Genossen Otto Weigert, Teplitz. Eine Ouvertüre leitet das Spiel ein. Aus dem Lied des Sprechers, der die Zuhörer aufruft, im kommenden Spiel das eigene Leben zu erblicken. Es folgt der Aufmarsch der Kinder, der Jugendlichen und der Alten. Ein Gruß an die Mutter und das Kind durch den Sprecher wird abgelöst von dem bekannten „Wiegenlied“ von Brahms. Anschließend kurze Sprechere der einzelnen Gruppen geloben, sich des Kindes annehmen zu wollen. Urbanus „Proletariats Wiegenlied“, vom Gesamtchor gesungen, beschließt diesen Teil. Der proletarischen Kindheit mit der zweite Teil wieder leitet der Sprecher ein. Kinder kommen auf die Bühne mit dem Liede „Wir sind jung“. Nun folgen Kinderanzügen. Genosse Thöner will dabei verständigbildlichen, daß trotz der diversen Organisations-

formensformen, alle derselben Sache dienen. Seinen Ausklang findet dieser Teil mit dem Liede „Wir wollen zu Land ausfahren“ und dem Abmarsch der Kinder.

„Jugend, wir rufen dich!“ so läßt der Sprecher den 3. Teil beginnen. Es marschieren die Jugend auf. „Wann wir schreiten“, erklingt, Reigenpiel legt ein. Kinder reihen sich den Tanzenden an. Auch die Erwachsenen wollen das frohe und fröhliche Treiben ihres Rodmuthes sehen. Der Chor legt mit Mozarts „Brüder, reißt die Hand zum Bunde“ ein, dazwischen tönt die Stimme des Sprechers, denn es folgt der feierliche Akt der Jugendweihe. Sprechere der einzelnen Gruppen trufen. Doch der Lebensweg zwingt den jungen Menschen zum Abschiednehmen. Er muß hinaus ins Leben. Schaurig und doch feierlich tönt der Abschiedsgruß des Sprechers. Im Chor erklingt: „Nun ich wohl, du keine Gasse“. Mit dem Liede „Muh i denn“ erfolgt Abmarsch und Abschluß des dritten Teiles.

Der 4. und letzte Teil ist dem Klassenkampf gewidmet, dem Kämpfer der Arbeit, gewidmet. Ein „Wiegenlied“ singt Fräulein Schwabe, ebenfalls vom Teplitzer Stadttheater. Für die feierliche Gestaltung haben sich die Bodenbacher Kinderfreunde, Jugendlichen, Arbeiterturner und Turnereinen und die Sängerknaben zur Verfügung gestellt. Der musikalischen Teil befolgt die Kapelle Klum, Bodenbach.

Nach dem Kollektivvertrag der Buchdrucker wird am Montag, den 29. Juni (Peter und Paul) im Zeitungsgewerbe nicht gearbeitet. Infolge dessen entfällt die Dienstagsausgabe

unseres Blattes vom 30. Juni. Die nächste Nummer erscheint dann wieder Mittwoch, den 1. Juli, zur gewohnten Stunde.

Die Administration.

## Die Sprache der Zahlen.

Bekanntlich hat der französische Außenminister Aristide Briand noch vor einem Jahre behauptet, daß das europäische Nationalitätenproblem in der Hauptsache auf das Wirken einer Anzahl von Agitatoren und Propagandisten zurückzuführen ist — somit eine künstlich geschaffene Frage wäre. Nun hat vor wenigen Wochen Professor Wilhelm Winkler vom Wiener Institut für Nationalitätenforschung ein bedeutendes Handbuch der europäischen Nationalitäten herausgegeben und damit einen alten Wunsch des europäischen Nationalitätenkongresses verwirklicht. Es enthält Kinderzahlungen, da es von den Augen der Agitatoren und Propagandisten selbst ausgeht. Trotzdem kommt Winkler in Europa unter Einwirkung Sowjetrußlands auf 61 Millionen fremden Volkstums in den einzelnen Staaten und unter Ausschluß Rußlands auf circa 30 Millionen. Von ihnen entfallen circa 10 Millionen auf die eigentlichen nationalen Minderheiten, von denen 8 Prozent zur Teilnahme am Genfer Nationalitätenkongress zugelassen sind. Winkler stellt fest, daß in den ost- und südeuropäischen Staaten die Zahl der Nationalitäten über 27 Prozent der Gesamtbevölkerung dieser Länder ausmacht und daß auch in den verschiedenen Ländern des Westens, so auch in Spanien, der Prozentsatz des fremden Volkstums eine beträchtliche Höhe — in Spanien 20 Prozent erreicht. Winkler zählt acht Völker, deren Auslandsvolkstum sich in Millionen ausdrückt und über zwanzig Völker, die Hunderttausende, resp. mehr als Hunderttausende von Volksgenossen im Auslande als nationale Minderheiten leben haben. Kann die Auffassung Aristide Briands besser widerlegt werden, als durch diese nackte Sprache der Zahlen, wobei im Auge zu behalten ist, daß neben den im Kriege befreiten Völkern auch die, die zu den Siegern gehören, so etwa Jugoslawen, die Polen usw. in einem besonders hohen Maße am Schicksal ihrer im Auslande lebenden Volksgenossen interessiert sind. Doch an der Spitze aller am Nationalitätenproblem beteiligten Völkern marschieren mit über 9 Millionen Minderheits-Volksgenossen das deutsche Volk. Das Handbuch Winklers ist im Spezialverlag für Nationalitätenliteratur, bei Wilhelm Braumüller, Wien, erschienen.

## Vom Rundfunk

**Empfehlenswertes aus den Programmen.**  
Freitag.  
Prag: 11.30: Schallplatten. 14.30: Nachmittagskonzert. 17.15: Schallplatten. 18.30: Deutsche Sendung. 19.05: Die tschechische Jugendbewegung. 19.05: Wunderlieder. 21.15: Orchesterkonzert. — Brünn: 11.30: Schallplatten. 18.30: Deutsche Sendung. Dr. Jurenda: Das Verwaltungsvorgehen in der tschechoslowak. Kongress. — Währ. Chorus: 12.30: Mittagskonzert. 17: Schallplatten. 21.15: Orchesterkonzert. — Preßburg: 11.30: Schallplatten. 18: Ung. Sendung. — Breslau: 19.50: Franz Scher. — Frankfurt: 20.25: Italiensche Volkslieder. — Hamburg: 16.15: Dolores. — Köln: 20: Chorkonzert. — Leipzig: 12.05: Dem Gedächtnis verstorbenen Künstler. 20: Orchesterkonzert. — Wien: 12.40: Peripatete Tenor. — Wollan: 15: Nachmittagskonzert. 21: Abendkonzert.

Internationale embleme, Embleme, Fahnen werden freudig geloben, Glocken läuten, Völker trachten, der Chor gibt diesem wichtigen Erlebnis Ausdruck durch den „Völker Freiheitssturm“. Jubel und Leidenschaft hat die Menschen erfüllt, die „Internationale“ erbraut als gewaltiger Massengefang. Damit schließt das Festspiel.

Wenn wir hier eine kurz umrissene Skizze von dem Festspiel wiedergeben, so nur aus dem Grunde, um einmal den Festbesuchern einen kleinen Einblick in das Wesen des Dichters zu vermitteln. Genosse Thöner, der die Proben und auch die Festaufführung persönlich leitet, will mit seinem Spiel nur anerkennen, daß der Arbeiterjugend ein Stück Weltanschauung proletarischen Kampfbewusstseins ist. Er selbst schreibt ja dazu: ... Nichts anderes will es sein, als auf tüchtiger Dienst an der Sängerbewegung und ein bescheidenes Teil in der werdenden Kraft für den uns alle beselenden Sozialismus.

Für den Sprecher wurde Genosse Konrad get vom Teplitzer Stadttheater gewonnen. Das „Wiegenlied“ singt Fräulein Schwabe, ebenfalls vom Teplitzer Stadttheater. Für die feierliche Gestaltung haben sich die Bodenbacher Kinderfreunde, Jugendlichen, Arbeiterturner und Turnereinen und die Sängerknaben zur Verfügung gestellt. Der musikalischen Teil befolgt die Kapelle Klum, Bodenbach.

# Der Wahlkampf in Spanien.

Wer heute durch Spanien reiste, ohne die Geschichte der letzten Monate zu kennen, würde schwerlich auf den Gedanken verfallen, daß das Land wenige Tage vor den Wahlen zur Konstituante steht. Zwei Wochen vor dem Wahltag sind in vielen Orten noch nicht einmal die Namen der Kandidaten bekannt. Wahlmanifeste sieht man nur ganz vereinzelt. In wenigen Massenversammlungen, in denen vielfach die Mitglieder der provisorischen Regierung als Redner auftreten, scheint sich die ganze Vorbereitung zu erschöpfen.

Unzweifelhaft fehlt dieser Wahlperiode jeder Kampfcharakter. Die Wähler sind bereits bei den Gemeindevahlen vom 12. April gefallen; eindeutig und unumkehrbar. Kein denkender Mensch rechnet in Spanien mit der Möglichkeit, daß die kommenden Wahlen dem Ergebnis vom 12. April in irgendeiner Weise Abbruch tun könnten. Daß Spanien eine Republik sein will, haben die Wähler in nicht mißzuverstehender Weise gezeigt, und der König hat es verstanden und ist seiner Wege gegangen: eine Situation von so kristallener Durchsichtigkeit, daß nicht der geringste Schlußwinkel blieb, in den sich hätten monarchische Hoffnungen verfrachten können. Deshalb fehlt dieser Wahlperiode das Element der Erbitterung fast vollkommen. Die eigentlichen Gegner, die Monarchisten, hat der Erbthron ergriffen. Die Monarchie als Institution und der König als Reich hatten in dem Urteil und im Gefühl der großen Mehrheit vollkommen abgewirkt. Sie sind abgefallen wie eine faule Frucht, die längst nicht mehr teil hatte am Leben des Baumes. Daß Regierung und Krone von der langsam gewordenen Wirklichkeit überholt wurden wie von einem Erdbeben, dafür ist die siebenjährige Abwärtung der öffentlichen Meinung durch die Diktatur verantwortlich zu machen. Die Diktatur hat nicht nur ihre Miswirtschaft mit der Fahne der Monarchie jugendete, sie hat auch durch ihre Methoden dem Hof jeden Einblick in die Wirklichkeit verwehrt. Am 12. April fiel der Vorhang. Die Wahlen vom 28. Juni sollen nun durchaus nicht eine Bestätigung der Republik bringen, sondern nur die Leute in die Cortes senden, die über die Beschaffenheit dieser Republik zu entscheiden haben. In letzter Linie kann es hier wohl um Sein oder Nichtsein der Republik gehen, so weit eben die Verfassung für die Lebensfähigkeit des neuen Regimes den Ausschlag gibt. Aber diese Entscheidung kommt nicht in dramatischer Form zum Bewußtsein, um so weniger, als sich nicht scharf umrissene Parteien mit Programm und Organisation gegenüberstehen. Unter der Diktatur gab es keine Parteien, und heute hat einzig die sozialistische Partei eine ernst zu nehmende Organisation. Die Regierung selbst besteht aus einer „Union sacrée“ aller republikanischen Parteien. Sie zählt Vertreter der beiden einander im Wahlkampf gegenüberstehenden Blocks: des der rechten und des der linken Republikaner. Es gibt also in diesen Wahlen keine Regierungspartei, obwohl alle Minister kandidieren.

Es wäre völlig zwecklos, sich die zahllosen Gruppen anzusehen, die als „demokratische

Aktion“, als radikale, föderalistische, autonomistische, liberale etc. Republikaner ihre Kandidaten aufstellen. Zum Verständnis des Wesentlichen genügt, sich klar zu machen, daß es einen Block der Linken gibt, dessen Hauptmasse von den eigentlichen Trägern der Revolution gebildet wird, den Sozialisten und den radikalen Republikanern und einen Block der Rechten, dem z. B. die katalonische Autokratie angehört, die Liberalen, alle konservativen Elemente, die sich auf den Boden des neuen Regimes stellen. Ihrem Programm getreu, halten sich die Anarchisten und Syndikalisten offiziell vom Wahlkampf fern, obwohl sie bei den Gemeindevahlen vom 12. April in Barcelona z. B. gestimmt haben sollen. Mit monarchistischer oder rexistaler Engenheit kandidiert niemand, wohl aber kandidieren Persönlichkeiten, die als Monarchisten oder Klerikale bekannt sind. Die in letzter Stunde zur Republik Bekehrten finden sich natürlich hüten und drücken, als unvermeidbarer Schatten jeden Sieges. Als „Unabhängige“ stellen auf Grund ihres isolierten Ansehens auch die Unbekehrten ihre Kandidatur auf, die noch an eine Zukunft der Monarchie glauben und in der Konstituante einen Sitz erstreben, um sie zu sabotieren.

Die Wahlen finden noch dem Wahlgesetz vom August 1907 statt. Nur hat die provisorische Regierung auf Grund des jetzigen Bevölkerungsstandes die Zahl der Mandate erhöht und die Wahlkreise anders verteilt. Im ganzen werden die verfassunggebenden Cortes aus 589 Abgeordneten bestehen, 470 als Mehrheitsvertretung und 119 für die Minderheit. In den meisten Fällen umfaßt der Wahlkreis die ganze Provinz. Eine Ausnahme machen die Provinzen mit großen Städten, wie Madrid, Barcelona, Valencia, Sevilla usw. für die das städtische Zentrum einen Wahlkreis, der übrige Teil einen zweiten bildet. Die größte Zahl von Mandaten — 14 für die Katalonien und vier für die Minorität — haben Madrid-Stadt und Barcelona-Stadt; die kleinste hat die Provinz Ceuta mit einem einzigen Mandat. Wähler ist jeder männliche Spanier, der sein 25. Jahr vollendet hat, mit Ausnahme derer, die die bürgerlichen Ehrenrechte verloren haben, über deren Vermögen der Konkurs eröffnet ist oder die der öffentlichen Unmündigkeit zur Last liegen. Um wählbar zu sein, müssen dieselben Bedingungen erfüllt sein; dazu kommt noch, daß der Kandidat keinem religiösen Orden angehören darf, außerdem die üblichen Inkompatibilitäten für Staatsbeamten usw. Jeder ist zur Ausübung des Wahlrechts verpflichtet, mit Ausnahme der Verurteilten von mehr als 60 Jahren und des Klerus.

Das spanische Wahlrecht liegt die offizielle Proklamation der Kandidaten vor, die am Sonntag vor dem Wahltag zu erfolgen hat. Am Kandidat zu sein, muß man entweder schon einmal Abgeordneter oder Senator gewesen sein, von zwei Abgeordneten oder früheren Abgeordneten vorgeschlagen werden oder schließlich von dem jüngsten Teil der Wahlberechtigten des Kreises zum Kandidaten ernannt werden. Zum Zweck dieser Ernennung findet am Donnerstag vor dem Tage der Proklamation der Kandidaten eine Vorabstimmung statt, bei der jeder Wähler den oder die Namen sagt, die er als Kandidaten vorschlägt. Auch hier Minderheitsvertretung.

Der proklamierte Kandidat hat das Recht, sich im Wahlbureau und bei allen Wahlhandlungen durch zwei Vertreter vertreten zu lassen. Sollte es sich um Wahlzettel herausstellen, daß nicht mehr Kandidaten da sind, als Mandate zu vergeben sind, so gilt der Kandidat als gewählt. Wer ohne vorherige Proklamation als Kandidat die erforderlichen Stimmen im Hauptwahlgang erhält, ist zu Recht gewählt; die offizielle Aufstellung der Kandidaten hat nur den Vorteil der Überwachung der Wahlhandlung. Bei Stimmengleichheit zweier Abgeordneten entscheidet die Kammer.

Es erscheint man äußerst bezeichnend, daß zwei Wochen vor der Wahl die Kandidaten noch zum größten Teil unbekannt sind. Vielleicht hat die provisorische Regierung die Frist zwischen dem Sturz der Monarchie und den Wahlen zur Konstituante — 77 Tage — zu kurz bemessen. Im übrigen liegt es in der Natur der Sache — vor allem in der umfassenden Blockbildung, ohne klare Parteilinien —, daß die Wahlen wohl technisch den Charakter der Listenwahl, psychologisch und politisch aber den des Einzelwahlkreises aufweisen. Das persönliche Vertrauen in die Kandidaten, die Überlicht, rechtliche Menschen und christliche Republikaner vor sich zu haben, wird den Ausschlag geben. In jedem Orte kennt man die Leute, die unter der Diktatur verfolgt waren, die den Umsturz vorbereitet haben, die sich nicht unter das Joch der lokalen Reichthümer — der Caciques —, die die Best der bisherigen Politik waren, haben beugen lassen. Ihnen wird sich das Vertrauen zuwenden. Jeder kann sich seine Liste schreiben, wie er will; wo gedruckte Listen verteilt werden, darf der Wähler noch Bekannte Namen wegstreichen.

Man denke nicht, daß keine Wahlfreudigkeit und keine Begeisterung besteht. Nur erlebt Spanien heute keine Situation der Spannung und des momentanen Kraftaufwandes, sondern vielmehr die der Sammlung und der Vorbereitung auf einen langen Werktag. Ohne die Cortes abzuwarten, hat die provisorische Regierung schon entscheidende Maßnahmen ergriffen, auf die das Land nicht länger warten wollte. So hat man die im spanischen Meer herrschende Offiziersinsurrection beseitigt; von 18 Generalkommandanten sind 14 Disziplinarstrafen, von 41 Generalmajoren 29, von 1027 Oberleutnants gar nur 111 und von 3104 Rotarmen nur 387. In der Sprachenfrage Katalonien ist durch die Einführung des Unterrichts in der Landesprache für die Elementarschulen ein Hauptgrund der Erbitterung geschwunden. Der Bau von 27.000 Schulen im ganzen Lande ist beschlossen worden und 1000 von ihnen werden im laufenden Jahre fertig sein. Man hat die Arbeiterbeschäftigung auf die Vordarbeiter ausgedehnt. Was seit Jahrzehnten ungetan geblieben, ist in wenigen Wochen in Angriff genommen worden. Der Wind großer Hoffnungen und freudigen Selbstvertrauens schwellt die Segel. Alles, was man aus langer Miswirtschaft gelernt hat, alle Energien, die die Anechtung der Diktatur zusammengebracht hatte, Kenntnisse und Kräfte in der Intelligenz und in den Massen drängen nach öffentlichen Werken. Engherzig und verständnislos hat die Monarchie in Spanien gehaust. Das erste Gute, was sie gebracht, war der nationale Kraftauf-

wand, um sie für immer abzuwickeln. Im Zeichen dieses Kraftaufwandes stehen die Wahlen, nicht Spaniens Zukunft: erlöst von Kreuz und Krone wird das spanische Volk die Krisenprobleme meistern, die ihm die Monarchie hinterlassen hat: die Agrarfrage, die Frage Marokkos, die des öffentlichen Unterrichts, die der Autonomien, die des Bewässerungswesens. Es handelt sich um eine „Reconquista“, um eine Wiedereroberung des eigenen Landes, weit fruchtbarer als die des Sieges des Kreuzes über den Halbmond. Oba Obberg.

# Volkswirtschaft und Sozialpolitik

## Der deutsch-rumänische Handelsvertrag.

Die deutsch-rumänischen Handelsvertragsverhandlungen sind abgeschlossen worden. Man hofft, den Vertrag noch Ende dieses Monats unterzeichnen zu können.

Mit dem deutsch-rumänischen Handelsvertrag macht Deutschland zum ersten Mal den Versuch, Vorzugszölle in der Form anzuwenden, wie sie auf den internationalen Konferenzen im Rahmen des Völkerbundes herausgearbeitet worden sind. Diesen Vorzugszöllen liegt der Gedanke zugrunde, einen Abflughof für die Getreidebestände in den südosteuropäischen Staaten zu schaffen. Frankreich hat bereits das System der Vorzugszölle in einem Vertrag mit Jugoslawien angewandt. Zwischen dem deutsch-rumänischen und den französisch-jugoslawischen Vertrag ergeben sich aber bedeutende Unterschiede. Die Preisgewinne, die die jugoslawischen Getreideexporteure durch die Getreideaushuhr nach Frankreich erzielen, werden durch den französischen Staat der jugoslawischen Staatskasse überwiesen. Der jugoslawische Staat setzt sich von sich aus mit seinen Getreideexporteuren auseinander. Nach dem deutsch-rumänischen Vertrag fließen die Preisgewinne unmittelbar den rumänischen Exporteuren zu.

Dem Gedanken entsprechend, den südosteuropäischen Getreideländern Erleichterung zu verschaffen, erstrecken sich die Vorzugszölle im deutsch-rumänischen Vertrag auf die rumänischen Agrarexportartikel. Der autonome Zoll für Futtermittel wird von Deutschland gegenüber der rumänischen Einfuhr um 50 Prozent ermäßigt. Bei Mais, für das Deutschland ein Monopol hat, tritt sogar eine Ermäßigung um 60 Prozent ein. Demgegenüber verpflichtet sich Rumänien zu einer wesentlichen Ermäßigung seiner Zollsätze für den deutschen Industrieimport. Beide Länder verpflichten sich jedoch nicht, bestimmte Warenmengen abzunehmen. Jedoch will man gewisse Vereinbarungen treffen, die den Sinn haben, die Kaufkraft der rumänischen Landwirtschaft so zu heben, daß sie deutsche Industrieerzeugnisse, vor allem landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, abnehmen kann. Außerdem ist die Lieferung von Eisenbahnmateriale nach Rumänien vorgesehen.

Nach Lage der Dinge ist es notwendig, die Zustimmung jedes Landes zu diesem Vertrag einzuholen, das auf Grund der Meistbegünstigung Handelsverträge mit Deutschland hat. Man hofft, diese Zustimmung zu erhalten, schon aus dem Grunde, weil die Ermäßigung des sehr überhöhten rumänischen Industriezolltarifs allen beteiligten Ländern zugute kommt.

# Beglichene Rechnung.

Von Juktus Brauer.

Man mußte nicht viel von diesem Manne, der vor ein paar Monaten in dem kleinen Ortschaften aufgetaucht war, sich bei dem Standvogt eingemietet und alsdann seine Tage in überaus eigenbrütlicher und zurückgezogener Weise verbracht hatte. Er besaß angeblich keine Familie, keinen Anhang irgendwelcher Art und das Einzige, was man aus seinem Paß erah, war eigentlich nur sein Name und die Tatsache, daß er aus der deutschen Ansiedlerkolonie Blumenau in Südamerika stammte.

Aber Doktor Dräger, der Jadrilant aus Spandan, hatte es sich trotzdem nicht nehmen lassen, für das Grab des Toten einen prachtvollen Marmorstein zu bestellen, auf dem in goldenen, weithin leuchtenden Lettern der Name des Verstorbenen, Heinrich Meister, sein Geburts- und Todesjahr vermerkt waren.

Er glaubte, daß dies das Mindeste sein, was er dem Lebensretter seiner beiden Mädel schuldig wäre.

Dieser kostbare Grabstein nahm sich natürlich zwischen den farbigen, kümmerlichen und zum Teil bereits verwitterten Kreuzen des dürftigen Dorfriedhofes überaus seltsam aus. Und einmal, als ich mich dem Standvogt — demselben, bei dem einst Meister gewohnt hatte — davor hielt und ein paar fragende Bemerkungen stellen ließ, brummelte er: „Ja — ja — der hat gesüht.“

Natürlich verlangte es mich, mehr von dieser Sache zu erfahren. Der Vogt, dem ein krauses Bart rötlich-blond Rinn und Wangen umstand, mußerte mich ein paar Augenblicke prüfend. Endlich, indem er den Kopf aus einer Bode in die andere schob, sagte er: „Schlicht, warum soll ich Ihnen die Sache nicht erzählen — so viel oder wenig ich davon weiß. Der Mann da ist tot — und auf der ganzen weiten Welt gibt es wahrscheinlich niemanden mehr, dem ich dadurch schaden kann, daß ich berichte, was ich über die Sache weiß.“

Wir ließen uns auf einer kleinen, altersgrauen und vermorschten Bank nieder. Der Vogt stopfte seine Pfeife, setzte sie in Brand, spuckte ein paar mal aus und dann, nach diesen umständlichen Vorbereitungen, begann er:

„Er hat mit sein Herz ungeschmeißelt, der

Tote droben, ein paar Tage, bevor er starb. Es scheint, er hatte Vertrauen zu mir, obgleich ich nur ein einfacher, schlichter Mann bin. Und er brauchte wohl jemanden, dem er sich offenbaren mußte, nur um sich ein wenig von dem Druck und der Angst zu befreien, die auf seiner Seele lasteten.“

Von seinem Leben vor dem Ereignis, das ihn hierher trieb, weiß ich nicht allzu viel. Er ist irgendwo in Südamerika geboren, deutscher Abstammung. Kommt dann, ziemlich jung, nach Buenos Aires, wo er einen ganz guten Posten in einer großen Fabrik als Techniker bekleidete. Heiratete früh, ein nettes, hübsches Weib, bekam ein Kind, ein Mädel, an dem er sehr hing, und wor alles in allem vielleicht das, was man so glücklich nennt. Jedenfalls führte er ein geordnetes, zufriedenes Dasein ohne viel Aufregungen, ohne viel Sorgen. Hatte einen Beruf, der ihm Freude machte, und Weib und Kind, die er liebte.

Aber dann — ja, Sie entsinnen sich wohl an jene furchtbare Katastrophe vor einem Jahre oder vor zweien, die damals durch alle Wälder ging? Da stürzte eine volkreiche Straßenbahn, die den Verkehr von dem Vorort Tomas — ja, so hieß er, wenn ich nicht irre, und Meister wohnte dort — nach der Stadt vermittelte, in den Rio Guero-Fluß. Es soll wohl so gewesen sein, daß die Glasscheiben am Führerstand durch die Kälte beschlagen waren und daß der Wagenführer nicht gesehen hat, daß die über den Fluß führende Drehbrücke geöffnet war, um ein Schiff durchzulassen.

Na, die wahre Ursache hat sich nie feststellen lassen. Von den sechzig oder siebzig Menschen, mit denen der Wagen besetzt war, sind nur zwei oder drei Personen gerettet worden. Und zwar, wie es in den Zeitungen hieß, die, welche zufällig auf der hinteren Plattform standen.

Aber das stimmt nicht ganz. Denn unter den Geretteten war auch jener Meister, der hier begraben liegt. Er hat mir die Sache erzählt, wie gesagt, kurz, bevor er starb, und er hat mir alles genau beschrieben. Er saß im Innern des Wagens, dicht an der Tür, als die Katastrophe erfolgte. Und natürlich war nicht gleich alles tot, als der Wagen herabstürzte. Das Wasser hatte den Sturz gemildert, seine Fensterhebel zertrümmert, und es vergingen einige Minuten — vielleicht waren es auch nur Sekunden — ebe

die eindringende Flut das Wageninnere füllte.

In jenem kurzen Augenblick mußten sich unter Wasser grauenhafte Szenen abgepielt haben. Natürlich waren viele vor Schreck ohnmächtig oder gar tot, sogleich. Unter denen, die ihr Bewußtsein behielten, entstand eine ungeheure Panik. Alles drängte nach der hinteren Tür, während das Wasser bereits gurgelnd und schäumend hineinschob. Meister war der Tür am nächsten — er dachte an sein Weib, an sein kleines Kind und er beschloß, alles zu tun, um ihm den Vater zu erhalten. So, es scheint, daß es nicht so sehr die Angst vor dem Tode als vielmehr die Liebe zu seinem Kinde war, die ihn veranlaßte, rücksichtslos und brutal seinen Vorteil wahrzunehmen.

Aber da war ein Hindernis — ein kleines sieben- oder achtjähriges Mädchen, das sich gurgelnd und stierend und schluchzend an dem Türgriff festklammerte. Meister begann sich nicht lange — mit roher Gewalt riß er die Kleine zurück und als sie sich an seinen Arm hing, vor lauter Angst und Verzweiflung, schleuderte er sie mit einem Schlag seiner starken, harten Faust zu Boden und riß die Tür auf.

Ja, er riß die Tür auf und kam hoch — so wurde er gerettet. Als einziger der Passagiere aus dem Wageninnern wurde er gerettet — denn durch die aufgerissene Tür strömte das Wasser natürlich mit verdoppelter Gewalt in den Wagen und vernichtete in kürzester Zeit alles noch vorhandene Leben.

Aber Meister wurde seiner Rettung nicht recht froh. Denn das Letzte, was er gesehen hatte, waren die brechenden Augen des Mädchens, die mit einem Ausdruck von ungläubigem Staunen, von Angst, Schreck und furchtbarem Entsetzen auf ihn gerichtet waren.

Diese Augen, diese anklagenden und vorwurfsvollen Augen verfolgten ihn fortan auf Schritt und Tritt und ließen ihn nie mehr los. Er wurde ein unsäuer, vermorenener, unruhiger Mensch. Ein unglücklicher Mensch, denn selbst sein Heim, selbst sein Kind, seine Frau vermochten ihm den verlorenen Seelenfrieden nicht wiederzugeben. Weil er noch in jedem Blick seines Kindes die Erinnerung an einen anderen Kinderblick, an die Augen jenes Fremden, unheimlichen Mädchens, das die Flut verschlang, wiederfand.

Er wurde ein anderer Mensch — er mied

sein Heim und verbrachte die Abende in den Straßen, wo ihm der Alkohol für kurze Zeit Betäubung schenkte und ihn für wenige Stunden von der Last seines Gewissens erlöste.

Einige Monate später wurde sein Kind, sein einziges Kind, krank. Lange kämpften die Ärzte um die Erhaltung dieses jungen, zarten Lebens. Aber vergeblich. Die Kleine starb — genau ein Jahr nach jener furchtbaren Katastrophe.

Meister hatte sich nicht gewehrt gegen dies Schicksal, das ihm sein Liebstes raubte. Gegen ein Schicksal, das er als gerechte Strafe gänzlich hinnahm zu müssen. Mit heißen, tränchenlosen Augen stand er an dem kleinen Grabe. Und selbst als wenig später seine Frau von derselben Krankheit hingerafft, dem Kinde folgte, fand der Mann nicht den Trost der Tränen.

Er hat dann die Stadt verlassen, in der er ihn nichts mehr hielt, und ist lange Zeit von Ort zu Ort gewandert, bis er endlich hier landete. Seine Vorhaben sollten aus dieser Gegend kommen, sagte er mir einmal. Aber ich habe in unserer Nachbarschaft nie von einer Familie seines Namens gehört.“

Der Erzähler schwieg. „Und wie starb er?“ fragte ich nach einiger Zeit leise.

„Bei einem Spaziergang hat er wohl die Kinder von Doktor Dräger, der hier zuweilen seine Ferien verbringt, gesehen oder sie um Hilfe schreien gehört. Es scheint, daß sie beim Baden an ein Tief geraten und alsbald von der Flut abgetrieben worden waren. Meister ist sofort nachgesprungen, um ihnen zu Hilfe zu kommen. Er hat nie schwimmen können, das weiß ich ganz genau. Aber es muß wie ein Wunder geschehen sein, in diesem Augenblick. Plötzlich nämlich konnte er schwimmen — ja, es gelang ihm, die schon Sinkenden zu ergreifen und auf irgendeine Art in tieferes Wasser zu bringen. Aber als er mit ihnen den Strand erreichte, fiel er plötzlich um und war tot.“

„Herzschlag?“ tatzete ich.

„Ja — so etwas muß es wohl gewesen sein. Ich war zugleich mit dem Arzt an Ort und Stelle — da war nichts mehr zu machen. Aber auf seinem Gesicht war ein Lächeln — ein ganz zartes, frohes Lächeln. Er sah aus, möchte ich sagen, wie ein Mensch, dem es plötzlich und unerwartet gelungen ist, seine Schulden zu bezahlen.“

